P. o. gesm. 1921 a

Neue Novellen.

Dritte Folge.

Neue Novellen

von

Elise Polko.

Königliche Staatsbibliothek zu Berlin

Dritte Folge.

Landesbibliothek Bibliothek.

Leipzig,
Verlag von Bernhard Schlicke.
1862.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Ihrem

lieben

Mindener Freundeskreise

gewidmet

von der Verfasserin.

Inhaltsverzeichniss.

	Seite
Margareth	1
Des Herrn Kreissteuereinnehmers Stellvertreter	41
Eine Wette	75
Aus dem Leben des Giacomo Robusti, genannt il Tintoretto	125
Der Rosenkranz der Dame de Sade	185
Madame d'Houdetôt	215

Margareth.

Motto: „Nie gab es ein so unglückselig Loos
Als Julia's und ihres Romeo's

Shakespeare.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

„Es ist Alles in Ordnung gebracht beim Herrn Pfarrer — übermorgen um zwölf Uhr Mittags wird er unsern Herrn Doctor mit dem Kinde trauen, und die katholische Trauung soll eine Stunde später sein" — sagte der Herr Stadtschreiber zu seiner Schwester und stellte Hut und Stock in die Ecke. —

„In die katholische Kirche gehe ich aber nicht mit, — durchaus nicht — das kannst Du allein abmachen," antwortete die alte Dame, legte den Strickstrumpf nieder und nahm die Brille ab. — „Daß sie die Margareth katholisch tauften, nach ihrer gottlosen Mutter, verwinde ich nun einmal nicht bis zu meiner Sterbestunde und unserm Bruder hätte ich eher seine Heirath verziehen als das!" —

„Liebe Ursula, das ist doch nun einmal nicht zu ändern, — so füge Dich doch endlich in das Unvermeidliche und rege Dich nicht bei jeder Gelegenheit auf's Neue auf — denke an Dein Asthma,"

bat er in seiner ruhigen Weise, und spielte mit seiner Dose, worauf Ahasverus abgemalt war, mit einem erschreckenden Farbenaufwand, wie er eben die schöne Esther empfing. —

Sie schwieg auch eine Weile um dann etwas sanfter zu sagen: „mag's drum sein — ich will nicht weiter darüber reden. Sie ist nun versorgt, die Margreth, und kommt in einen hübschen Hausstand, die Mutter des Doctors hielt Alles fein sauber und ordentlich." —

„Wenn das unser seliger Bruder erlebt hätte an seiner Tochter — ich hätte es ihm gegönnt!" —

„Ich nicht! Bis zu meinem letzten Athemzuge werde ich's ihm nachtragen, daß er die Komödiantin heirathete. Und was würde aus dem Mädchen geworden sein, wenn er sie in den Händen behalten? — Ein Herr Doctor hätte wahrhaftig nicht um sie gefreit, wenn ich sie nicht in meine Zucht bekommen!" —

„Nun — unser Bruder wäre ja nach dem Tode seiner Frau hierhergezogen und da würde die Marga — —"

„Doch später unter die Komödianten gelaufen sein. — Meinst Du, Karl hätte es über's Herz gebracht, sie nie in die Bude zu führen, allwo immer

in der Sommerzeit das hergelaufene Komödiantenvolk seine gottlosen Stücke aufführt? — Nimmermehr! So etwas konnte nur ich durchsetzen, — Du auch nicht. Nun bin ich aber auch stolz auf mein Werk. Das Mädchen hat nie einen Theatervorhang mit Augen gesehen, — und über die Komödianten nie ein anderes Wort gehört, als daß es verlorenes Gesindel, — hat nie ein Theaterstück in die Hand bekommen — aber eine ordentliche Hausfrau ist sie geworden. Der Doctor mag sich sein Lebelang bei mir bedanken, das Kind wird ihm die Wirthschaft nach allen Regeln führen, und das Einmachen versteht sie aus dem Grunde." —

„Wenn nur unsere Kleine recht glücklich wird! Ich halte viel auf den Doctor, er ist aber doch eigentlich zu alt für das 16jährige Ding, nur 15 Jahre jünger als ich — mithin volle 47 Jahre." —

„Nicht glücklich? In solch' einem schönen Hause, mit solch' einem angesehenen Manne?! Das müßte doch wunderlich zugehen. Zudem hat ja die Margareth sich ihren Mann selbst gewählt, wir haben sie nicht gezwungen sich ihm zu verloben. Sie ist ganz nach mir gerathen, ich hatte auch allezeit lieber mit gesetzten Leuten zu thun, denn mit solch' jungem Volk."

„Aber sie hat ja in unserm Hause keinerlei junges Volk zu Gesicht bekommen außer dem schielenden Stiefsohn des Bürgermeisters, dem hinkenden Apotheker und dem Pfarramtscandidaten mit dem Stockschnupfen. Auf den Ball hast Du sie ja noch nicht gehen lassen, und Gesellschaften besuchen wir ja schon lange nicht mehr."

„Ich wette aber, daß sie unter hundert hübschen jungen Menschen den gesetzten Doctor Werner gewählt hätte — ich habe ihr diese Neigungen beigebracht und den Abscheu vor dem Komödiantengesindel auch. An lehrreichen Ermahnungen und abschreckenden Geschichten hat's nie gefehlt. — Noch einmal, unser Doctor hat mir sein Glück zu danken."—

Der Herr Stadtschreiber unterdrückte einen Seufzer, wischte mit seinem gelbseidenen Taschentuch ein Stäubchen ab, das sich auf seinen Meerschaumkopf zu setzen gewagt, der neben dem Secretär aufgestellt war, und bemerkte: „lieb ist mir's daß er die alberne neue Mode nicht mitmacht und das Kind nicht nach der Trauung in den Reisewagen schleppt." —

„Dazu ist der Doctor viel zu sehr ein Mann nach der Uhr. — Seit zwanzig Jahren ist er nicht aus dem Städtchen mehr herausgekommen und nur zwei

Mal aus der „Erholung“ weggeblieben seitdem, nämlich an dem Sterbetag und an dem Begräbniß-tag seiner Mutter. Solche Leute können nicht auf Reisen gehen. Und es ist auch gut so — was braucht das Kind in der Welt herumzufahren. In den Städten stehen höchstens nur die Häuser anders als hier, und Berge und einen Fluß haben wir auch, und ein grüner Baum sieht aus wie der andere.“ —

„Wo ist das Kind?“

„Unten im Garten. Sie schneidet die abgeblühten Rosen ab, damit zur Hochzeitsfeier Alles recht ordentlich aussieht. Wenn Du zu ihr gehst, nimm doch ihren Strohhut mit, sie hat wieder den guten aufgesetzt und nicht den alten hier, — ich kann das Mädchen gar nicht dazu bringen, ihre Sachen zu schonen! — In einer Stunde komme ich hinab, dann können wir zu Abend in der Laube essen. Ich muß jetzt noch wegen der Pastete mit der Lena reden.“ —

Ob der alte Herr den Hut mitzunehmen vergaß oder ihn absichtlich liegen ließ, muß unentschieden bleiben, gewiß war nur, daß er ohne ihn in den Garten ging. — Das kleine einstöckige Haus — ein Erbtheil der Eltern — lag im Garten. Von dem Eßzimmer führten ein paar Steinstufen hinab, dann

stand man vor dem genau rund zerzirkelten Rasenplatz mit der Sonnenuhr. — Dies Stückchen Land, das die Hand der Eltern beflanzt, war das Steckenpferd der alten Geschwister. Es war äußerst zierlich gehalten, dichtes Gebüsch verbarg den Nutzgarten, die Augenweide der Mamsell Ursula. Miniaturbeete voller Blumen und enge Wege waren da, — und am Ende, dicht an der Hecke, stand eine Fliederlaube. An der andern Seite war auch eine Laube, aber die lag hinter einigen großen Haselsträuchen versteckt, denn dort war der einzige unordentliche Fleck des ganzen Gartens, behauptete die alte Dame. Die Laube gehört nämlich der Margareth. Dort durfte sie sitzen und arbeiten, auch wohl in ihren Freistunden in dem Buch der Tugenden lesen, — oder in ihrem Legendenbuch, das ihr der katholische Geistliche geschenkt, zur geheimen Entrüstung Ursula's. Geisblatt und Rosen hatte der Oheim um die Laube gezogen, das Kind liebte die Rosen so sehr. — Aus diesem Versteck trat sie auch jetzt dem alten Herrn entgegen, ein Körbchen am Arm. — „Sieh, wie Viele schon verwelkt sind und die Blätter verloren," rief sie ihm zu, und hielt den Korb hoch. —

„Was thut's" — scherzte er — „wenn Du nur blühst!" und ihren Arm in den seinen ziehend,

fuhr er fort: komm in Deine Laube, ich habe ein ernsthaft Wörtchen mit Dir zu reden." —

„Du?" fragte sie verwundert und blieb einen Augenblick stehen. „O, vor Deinem ernsthaften Wörtchen fürchte ich mich nicht," setzte sie heiter hinzu, nach einem Blick in sein Gesicht. — Wie sie da so neben ihm herging im Sonnenschein, — denn es war um die sechste Nachmittagsstunde und ein Tag im Juli, — da war es als ob der Sonnenschein zuerst für sie allein vom Himmel herunter käme. Schlank war sie, und groß und doch zart, mit wahren Kinderhänden und Füßen, zum Aerger der Tante, denn die grade waren ein Erbtheil der Mutter, jener „Komödiantin", denn in der Müller'schen Familie kannte man dergleichen nicht. — Auch ihr reiches lichtbraunes Haar war fremd, die Müller's hatten sich allezeit durch spärliches blondes ausgezeichnet. Margarethen's Haar konnte kaum durch den Kamm festgehalten werden am Hinterkopf, und die beiden Flechten, die neben ihren Wangen hergingen, schienen fast ein zu schwerer Rahmen für das feine Gesicht. Ein Maler, der das junge Mädchen einmal bei einer Prozession in der Kirche gesehen, hatte sie mit der Maria Egyptiaca des Ribera verglichen, die sich in ihren braunen wie mit Gold bestäubten

Haarmantel hüllt. Wollte sie dem Oheim ein besonderes Vergnügen machen, so nahm sie den Kamm heraus, löste alle Flechten und ließ das Haar bis zu den Knien niederfallen. — „Das steht Dir am Besten und so müßtest Du Dich eigentlich trauen lassen," — hatte der alte Herr einmal gesagt. — Daß sie so ihrer schönen Mutter wunderbar glich, verschwieg er ihr aber. —

Die alte Dame konnte freilich dergleichen „Albernheiten" nicht leiden, und wenn sie im Zimmer war, bat auch der Oheim nie darum. Sie hatten überhaupt ihre kleinen Geheimnisse mit einander, der Herr Stadtschreiber und seine Nichte, und die zogen ein festes Band um das alte und das junge Herz. Er allein wußte darum, daß die Margareth ein kleines Bild ihrer Mutter auf der Brust trug, — wie oft mußte sie es ihm zeigen, — und er erzählte ihr dann von der Todten, die ihn so oft ganz genau so angeblickt wie ihn die Tochter anschaute, wenn er zu ihr sprach. — Die Schwester warf ihm zu tausend Malen vor, daß er das Kind verziehe, — aber diesen Augen gegenüber konnte er nun einmal, so große Mühe er sich auch gab, niemals fest bleiben. —

Mit diesen dunkelblauen Augen blitzte ihn auch

jetzt sein Liebling an, als sie nebeneinander in der Laube Platz genommen, dann warf sie den Mund ein Wenig auf und fragte: „hat mich die Tante etwa bei Dir verklagt?“

„Nein, liebe Marga, — sie läßt Dich nur fragen, warum Du den guten Strohhut aufgesetzt und dann — — wollte ich Dir sagen, daß übermorgen Mittag die Trauung ist.“

„Das ist gut, lieber Oheim,“ antwortete sie ruhig, nahm den breiten italienischen Hut mit den weißen Bändern ab und legte ihn auf den Tisch, „dann ist es doch überstanden und die Tante sorgt sich nicht mehr um mein Kleid, und ob ich auch langsam und ohne es zu zerdrücken niederknie. Ich wollte, ich wäre erst wieder hier in meiner Laube.“—

„Oder in dem Garten Deines „Herrn“ wolltest Du wohl sagen — Du gehörst dann nicht mehr hierher, mein Kind.“

Das junge Mädchen legte den Arm um den Hals des alten Herrn. — „Zu Dir werde ich immer gehören, Oheim,“ sagte sie weich, „und wenn ich allein bei Dir hätte leben können, würde ich nie geheirathet haben, denn Du hättest mir nimmer verboten von meiner armen Mutter zu reden

und Theaterstücke zu lesen. Das Alles erlaubt mir Werner." —

„Warum nennst Du den Doctor nicht Franz, Marga, er hat Dich doch so oft darum gebeten?" —

„Das weiß ich so recht eigentlich nicht, Oheim. — Ihr habt ihn immer Werner genannt, und so ist es mir nie eingefallen, daß er noch einen andern Namen haben könnte außer diesem. Unter allen seinen Recepten stand er. Ich glaube, ich würde es leichter lernen zur Tante „Du" zu sagen als zu ihm „Franz". -- Es kommt ja auch gar nicht darauf an." — Und sie löste ihren Arm wieder von dem Halse ihres alten Freundes, zog eine Ranke des Geisblattes zu sich herein, und schlug spielend mit der Spitze derselben auf ihre Hand, gedankenvoll vor sich hinschauend. —

Eine Frage schwebte schon zu tausend Malen auf den Lippen des alten Herrn, aber ein Blick des jungen Mädchens hatte sie eben so oft wieder zurückgedrängt. Jetzt sah sie ihn nicht an, und da hatte er den Muth rasch und fest zu fragen: „hast Du den Werner auch recht lieb, mein Kind?" —

„Gewiß!" lautete die Antwort, — aber die schlanken Finger spielten ruhig weiter. — „Wie

oft hat er Dich gesund gemacht! — Er ist auch so gut gegen die Armen, — und er hat so viele viele schöne Bücher — und wohnt nur drei Häuser weit von Euch — und es wird sein als ob ich noch bei Euch wäre — nur daß ich Euch nichts mehr koste. — Und das ist's was mir das Herz besonders froh macht, lieber Oheim — — wie oft habe ich im Stillen Euch gedankt für Alles was Ihr an mir gethan, seit die armen Eltern todt sind. — Ich weiß ja recht gut, daß es Euch nicht immer leicht geworden ist — besonders als die Großeltern noch lebten und Du nur Dein kleines Einkommen hattest. — Seit vierzehn Jahren bin ich ja bei Euch — und erst vor sieben Jahren bezogt Ihr dies Haus." —

„Sprich nicht von solchen Dingen, Margareth, — Du weißt, daß Du der Sonnenschein für uns bist — und wenn ich wüßte, daß allerlei unsinnige Gedanken Dich dazu getrieben den Doctor zu heirathen, so ginge ich noch jetzt zur Stunde zum Pfarrer." — — Sie legte ihm die Hand auf den Mund — ihre thränenvollen Augen trafen die seinen. — „Nein, fürchte Nichts, liebster Oheim" — flüsterte sie, — „ich gebe Dir mein Wort, ich habe ihn sehr lieb — außer Dir am Liebsten auf der Welt, und ich freue mich wie ein Kind daß Ihr nun alle Sonn-

tage' bei uns essen werdet. Und auf die Bücher — o wenn Du wüßtest wie ich mich auf die Bücher freue! — Wir werden Alle sehr glücklich werden, Oheim!" —

„Du hättest den Werner also vor allen Andern gewählt?" —

„Ich denke, ja! — Wenn er aber verlangt hätte, daß ich von Dir weg sollte, in eine andere Stadt ziehen mit ihm, würde ich „nein" gesagt haben." —

„Ach Margareth, die rechte Liebe verläßt Vater und Mutter und geht mit bis an's äußerste Meer." — —

„Das glaube ich nicht Oheim, solche Liebe ist wohl nur in den Büchern. Sieh Dich doch einmal um, ob sie in der Wirklichkeit lebt. Meinst Du die Frau Bürgermeisterin, von der doch die Leute sagen, sie liebte ihren Mann über die Maaßen, wäre mit ihm nach Amerika gegangen, wenn es ihm einmal eingefallen. „Eher hätte ich mich in Stücke schneiden lassen" sagte sie neulich. — Und Eure Frau Pfarrerin gestand, daß sie mit ihrem ersten Verlobten gebrochen hat, weil er Missionär werden wollte. Die Amtmannsfrau wurde gar ganz heftig, als man sie fragte, ob sie mitgegangen wäre, wenn ihr Mann in eine andere Stadt, gleich nach der Heirath, ver-

setzt worden. „Ich gehe nicht fort von den Gräbern meiner Eltern, und aus der Straße heraus wo ich geboren worden," rief sie, „damals würde ich nicht gegangen sein und heute thue ich's noch weniger!" — Die jungverheirathete Frau W. aber weinte gestern bitterlich, daß sie aus ihrem Städtchen hatte hierher übersiedeln müssen, und die Mutter ihr nun nicht mehr die Butter schicken könne. „Hätte ich das gewußt," schluchzte sie, „würde ich gar nicht geheirathet haben!"

Der alte Herr lächelte schwermüthig. — „Das sind gewöhnliche Erdenkinder, die so reden," sagte er, — „aber für die Auserwählten giebt es doch eine Liebe, die da spricht: wo Du hingehst, will ich auch hingehen, — Dein Land sei mein Land — Dein Volk mein Volk, — Dein Glaube mein Glaube, — eine Liebe mein Kind, von der das heilige Buch sagt, sie sei stark wie der Tod. — Solche Liebe aber ist ein Segen und — ein Fluch zugleich — sie kann beseligen und zu Grunde richten. — — Das Geschenk solcher Liebe ist dem Geschenk einer Krone gleich — auf den Knien müssen wir es empfangen und beten: Herr hilf es uns tragen!" — —

Der Redner schwieg. — Seine Wangen hatten

sich geröthet, seine Augen glänzten. — Stumm hingen die Blicke des jungen Mädchens an seinem Antlitz. — Sie hätte mit keinem Laut, ja mit keinem Seufzer jene Gedankenreihe unterbrechen mögen, die jetzt in dem Geiste ihres treuen Freundes aufstieg. — Wunderbare Bilder waren es — — alte schmerzliche Erinnerungen hatten Gestalt gewonnen, Todte wurden lebendig. — Die Augen des jüngern schönen Bruders, der einst vor langen Jahren mit tausend Hoffnungen in die Welt stürmte und den Ruhm eines Rafael zu erringen träumte, — strahlten ihn an. — — Und dann tauchte ein Köpfchen auf — — es glich dem Kopfe Margareth's, nur war es weicher, kindlicher, hingebender im Ausdruck — das nickte ihm lächelnd zu — — jenes reizende Geschöpf erschien ihm, das damals als Julia, alle Männer von Sinnen brachte, und endlich dem Einen sich hingab, um ein dunkles verfehltes Leben zu theilen. — O Teresa, — Schwester — — Weib des Bruders — und doch so namenlos Geliebte! — — Aber nur Gott wußte um diese seine sündige Liebe — und Gott hatte sie verziehen um des tapfern Kampfes willen, den er gekämpft endlose Jahre hindurch. — — —

„Da kommen sie!" — sagte jetzt Margareth und zeigte

mit dem Finger durch eine Spalte in den Haselstauden. Der Träumer fuhr auf: der Doctor führte die alte Dame die Steinstufen hinab. — Es war wie ein Bild aus der niederländischen Schule, nur in modernem Costüm. Die hagere Dame in dem schwarzen enganliegenden Kleide, steifer Krause, die weiße Küchenschürze sorgfältig zurückgeschlagen, hatte ihre Fingerspitzen auf die Hand eines etwas corpulenten, jovial aussehenden Mannes gelegt, der sich auf einen Rohrstock mit goldnem Knopf stützte. Sein Haar war stark und dunkel aber schon mit einem Anflug von Ergrauen. Margareth war aufgestanden, um den Beiden langsam entgegen zu gehen. Wenige Schritte vor der Laube trafen sie sich. Der Doctor schlang mit fast väterlicher Zärtlichkeit den Arm um seine junge Braut, küßte sie auf die Wange und sagte: „in zwei Mal vierundzwanzig Stunden liegt der Wildfang in festen Banden für alle Zeiten. — Es ist gut, daß wir so weit sind, Gretchen. Ich passe in meiner Bequemlichkeit nur zu einem Ehemann nicht zu einem Verlobten." —

Es war eine Stunde nach der Trauung — Margareth stand in ihrer Laube um Abschied zu nehmen von dem stillen Plätzchen, das sie so sehr geliebt. — Sie war noch im bräutlichen Schmuck, nur den Schleier und Kranz hatte sie abgelegt. — Wie sie so in allerlei unklaren Gedanken und Gefühlen dastand, und ihr Gesicht gegen die Rosen des Gitterwerks neigte, sah sie aus wie eine gute Fee, die nach ihren Schützlingen sieht. — Nur der leise Schmerzenszug um die Lippen hätte nicht zu solchem Bild gepaßt, — und er war es auch der den eben in die Laube tretenden Doctor zu der Frage veranlaßte: „bist Du traurig, Margareth? Traurig an unserm Ehrentage!“ — „Nein — nein — — ich dachte nur an die Eltern — — an die Mutter,“ — antwortete sie, und ihr Mund zuckte und Thränen brachen aus ihren Augen. —

„Jetzt hast Du mich!“ sagte er warm und zog sie an sich. „Eine Heimath und einen festen Platz hast Du jetzt, — denn Du bist nun eine Frau, Gretchen. — Und da ich Dich an dem ersten Tage Deiner Frauenwürde durchaus fröhlich sehen will, so sage mir ob Du irgend einen Wunsch auf dem Herzen hast. Ich will Dir — da hast Du meine Hand darauf, — jeden Wunsch erfüllen, — wenn

Du nicht gar zu unbarmherzig wünschest. Selbst reisen will ich, — so sauer es mir werden würde, — also sprich nur, Kind!" — —

Sie richtete sich auf und sah ihn überrascht an. Ein Lächeln und Glühen flog über ihr reizendes Gesicht. — „Du hast es gesagt, Werner, — und Du wirst nun Wort halten. — Lache mich aber nicht aus, und sage der Tante Nichts davon, ich will Dir sagen, was ich mir wünsche. — Morgen führt die neuangekommene Truppe ein trauriges Stück auf: Romeo und Julie, — — führe mich in's Theater, und ich will heut' so fröhlich sein, wie Du mich nie gesehen. — Sieh, meine Mutter hat in dem Stück so oft gespielt, — wie mir der Onkel gesagt! — Willst Du's? —

„Wir werden Morgen Abend das große Trauerspiel Romeo und Julie von William Shakespeare sehen," — sagte Werner feierlich, — „und ich gedenke den Zuschauern zugleich Gelegenheit zu geben, die hübscheste und kindischeste aller jungen Frauen zu bewundern. — Bist Du nun zufrieden Gretchen?"

Mamsell Ursula erfuhr freilich den Theaterbesuch, — so sehr ihn auch der Doctor zu verheimlichen suchte, — Margareth mußte sich nämlich in dem zugigen Tempel Thalia's, einer ehemaligen Scheune, erkältet haben, denn sie wurde unmittelbar nachher recht krank. — Sie fieberte so heftig, daß sogar die Tante darauf bestand bei ihr zu wachen, und da kam Alles an den Tag, — denn die Kranke plauderte unaufhörlich von einem „Romeo" und sagte lange gereimte Stellen her, aus einem „verrückten" Theaterstück. Der Doctor mußte nun Alles gestehen und eine donnernde Philippika über sich ergehen lassen, von der entsetzten alten Dame. Lange Zeit konnte sie sich gar nicht über die „Unvernunft" eines sonst so klugen Mannes beruhigen, und behauptete sogar ihrem Bruder gegenüber, die Margareth habe sich seit jenem Unglücksabend verändert, und schaue zuweilen aus wie eine Schlafwandlerin. Der alte Herr versuchte ihr Solches nach Kräften auszureden, aber im Stillen gab er der Schwester Recht. — Mit einer bangen Sorge und Unruhe beobachtete er die junge Frau. — Wahrlich sie war zuweilen so seltsam traurig, — ein fremder Glanz blitzte oft in ihren Augen, — ihr Lächeln war träumerisch geworden und ihre Wangen schienen oft so bleich

— aber das hatte gewiß das böse Fieber gethan! — Wie konnte auch der Doctor die Plätze so dicht neben der Bühne wählen, — da war ein Fenster nach dem Hofe zu zerbrochen, schon vor Jahren, und ein ewiger Zugwind wehte dort. Die verstorbene Tochter des Bürgermeisters hatte sich genau an jener Stelle die Schwindsucht geholt — an einem Winterabend, während sie den „Lumpaci Vagabundus" aufführten, erzählten sich damals die Leute. —

In unserm Frauenleben zählen oft Jahre weniger als ein Tag, — und eine Stunde mehr als ein ganzes Leben. Wir befinden uns in manchen Herzenszuständen in der Lage eines Schlafwandelnden, der auf schwindelndem Pfade bewußtlos vorwärts schreitet, unbekümmert um Zeit und Ort, den ein Laut — ein Wort zu wecken vermöchte — das Wort aber bleibt ungesprochen und so wandelt er sonder Gefahr weiter. Frühlinge ziehen an uns vorüber, ohne daß wir die Bäume wirklich blühen sahen, und dem Schlag der Nachtigallen lauschten. Sommer hauchten uns an, und wir standen mit verschlossenen Sinnen neben der blühenden Rose — und dann wieder finden wir uns urplötzlich,

mit einem Schlage, in einer leuchtenden klingenden Pracht und ahnen: „daß sich das Leben nur steigert bis zur Rose.“ — —

Einige Jahre waren so hingegangen in dem Leben Margareth's. Der alte Herr vergaß allmählich seine heimliche Angst um seinen Liebling, bei dem gleichmäßigen Wesen und der sanften Freundlichkeit Margareth's. Sie schien zufrieden, sie äußerte nie einen Wunsch, — die Hausfrauenwürde ließ ihr gar gut — und die Sonntagmittage, allwo „Stadtschreibers“ bei „Doctors“ speisten, waren hohe Festtage für beide Familien. Werner war dann besonders heiter, und Margareth's Blicke und Lächeln gemahnten ihren Oheim an jene glücklichen Zeiten, wo er das geliebte Kind auf seinen Knien hielt und ihr leise flüsternd ihre Lieblingsgeschichte erzählte, von jenen zwei Königskindern nämlich, die einander „so lieb“ hatten und doch nicht zusammen kommen konnten — „das Wasser war viel zu tief.“ — —

Die Tante aber war nie besserer Laune als bei jenen kleinen Diner's, denn Margareth bereitete den Pudding allezeit selbst, und er war noch kein einzig Mal „sitzen geblieben,“ und bei dem Eingemachten, das die junge Frau ganz nach dem Recept der Tante verfertigt, ging der alten Dame

ordentlich das Herz auf. — „Er hat mir sein Glück zu danken," — sagte sie jedesmal auf dem Heimwege. — Die „Leute" im Städtchen wußten zu ihrem geheimen Aerger nichts Besonders zu erzählen von der Ehe ihres „Herrn Doctor mit Stadtschreibers Gretchen." — Es war überhaupt recht lange Nichts in der Müller'schen Familie vorgefallen, worüber man einen recht gründlichen Schwatz hätte halten können, — oder weßhalb geheime Kaffeegesellschaften zu veranstalten für nöthig befunden worden wären. — Als der Bruder der Beiden damals vor zwanzig Jahren „die Komödiantin" heirathete, da gab's Leben, — auch später noch, als der Herr Stadtschreiber so oft nach der großen Stadt reisen mußte, mit allerlei bittern Aufträgen der erzürnten Eltern und Schwester, ließ sich Mancherlei reden. — Denn klar war es ja wie die Sonne, daß die Augen der listigen „Komödiantin" auch den ehrsamen Herrn Stadtschreiber berückt hatten, denn er war jedesmal wie verwandelt, wenn er von solchem Besuch heimkam, und that und schrieb Alles verkehrt. Da munkelte man von bösen Auftritten, in dem kleinen Hause mit den grünen Läden, — und das Reisen des Herrn Stadtschreibers hörte auf — — bis endlich der große Versöhner Tod seinen dunkeln Mantel aus-

breitete, zuerst über das angefeindete junge Paar, und es aller Erdennoth entzog, — dann über die starrsinnigen alten Großeltern, die in der Sterbestunde endlich das kleine Enkelkind segneten. — Dies Kind, das der Herr Stadtschreiber, trotz des Widerspruchs seiner eigenen Eltern, damals gleich nach dem Tode des armen Bruders zu sich in seine Junggesellenwohnung nahm, und das sich durch seine Schönheit und Lieblichkeit gar bald sogar das Herz der Tante Ursula gewann, war Anfangs ein Gegenstand großer Aufmerksamkeit für das Städtchen, als die Tochter einer „Komödiantin". — Als man aber allmählich inne ward, daß Gretchen genau so war wie andere Kinder, genau dieselben Neigungen und Abneigungen, Listen und Unarten aller kleinen Mädchen der Welt an den Tag legte, verlor sich jenes lebhafte Interesse. Später, als sie heranwuchs, sah ihr gar manches Männerauge mit heißem Blick nach, wenn sie, das Meßbüchlein in den Händen, über den Marktplatz schritt, und so fromm aussah wie ein Heiligenbild selber, — oder wenn sie neben den beiden Alten herging auf dem Wall vor der Stadt, an schönen Sonn- und Feiertagen. Um sie gefreit hätte aber Keiner so leicht, — die ganze Stadt wußte ja, daß dies reizende Geschöpf eine Komödian-

tentochter sei, und eine Katholikin obendrein. Zwar schlich gar mancher gut lutherische Christ sich heimlich in die kleine katholische Capelle, um in der Abend=dämmerung sich hinter einen Pfeiler zu verbergen, und jene schöne jungfräuliche Gestalt in dem Beichtstuhl knien zu sehen, — und Mancher neidete den ehr=würdigen Priester, dessen Ohr die unschuldige Beichte der süßesten Lippen der Welt anhören durfte. — Als nun der Doctor Werner, dieser ruhige prosai=sche Mann, nach dem Tode seiner Mutter eines Tages allen seinen Patienten die Mittheilung machte, daß er in vier Wochen Stadtschreibers Gretchen zu heirathen gedächte, — staunten nur die Frauen über dies Wagstück. Die Männer gratulirten dem beliebten Arzt mit großem Feuer, wenn sie mit ihm allein zusammentrafen, und selbst im Beisein ihrer entrüsteten Frauen, Schwestern und Bräute äußerte Keiner mehr als: „er ist allezeit ein wun=derlicher Kauz gewesen!" — Die Frauenwelt nahm sich deshalb im Stillen vor, an der Frau Doctorin sich späterhin möglichst zu rächen und sie durch gänzliches Ignoriren zu bestrafen. Man freute sich schon auf die Besuche der Neuvermählten, und studirte sich bereits Mienen und Blicke für die „Frau Doctorin" vor dem Spiegel ein. Diese Mühe

aber war umsonst, „Doctor's" machten keine Besuche, — die Margareth führte ihr Stilleben fort, wie sie es bis zur Stunde ihrer Verheirathung geführt, und ihr Mann ließ in seiner gewohnten Tageseintheilung nicht die geringste Aenderung eintreten. Man vermißte ihn höchstens an hohen Festtagen in der Erholung, allwo er jeden Abend zu essen und seine Parthie l'Hombre zu spielen pflegte. Mittlerweile saß seine junge Frau bei ihren ehemaligen Pflegern, las dem Oheim die Volkszeitung vor, nahm der Tante die Maschen auf, und ging Schlag neun Uhr nach Hause. — Solches geschah im Winter wie im Sommer, nur mit dem einzigen Unterschiede, daß man an kalten Tagen beim warmen Ofen und an warmen Abenden in der Fliederlaube saß. —

„Es ist aber doch nicht Recht von dem Doctor, daß er unsere Margareth allabendlich bis 11 Uhr allein läßt," — bemerkte einmal der Herr Stadtschreiber. „Ich möchte wohl wissen, ob sie wirklich so früh zu Bett geht, wie sie sagt, — — früher bei uns konnten wir sie ja nie dazu bringen, da war sie ein rechter Nachtfalter." —

„Ich werde ihr einige Recepte aus meinem Kochbuch abzuschreiben geben, das ist eine nützliche

Beschäftigung und erhält wach und munter, denn ich finde es durchaus nicht in der Ordnung, daß eine Frau schlafen geht, ehe der Mann daheim, und die Dienstmagd allein bei Licht aufsitzen läßt," — antwortete die alte Dame. — —

Und legte denn die Margareth wirklich den hübschen Kopf auf die Kissen, wenn sie sich allein in ihrem freundlichen Stübchen fand? — Wenn der Oheim sie hätte belauschen können, wie sie mit großen wachen Augen und glühenden Wangen in ihrem Sessel vor dem kleinen Tische saß und träumte! — — O über das böse, böse Träumen der Frauen in der Einsamkeit! — Wenn die Männer wüßten, welche Gefahren es oft bringt — und welche Qualen. — Margareth träumte also — aber es konnten keine dunkeln Gedanken sein, die da über sie kamen, denn die junge Frau lächelte oft so strahlend vor sich hin, wie sie noch Keiner hatte lächeln sehen. — Und viele kleine Bücher lagen neben ihr, — und dann und wann griff sie nach einem von ihnen und las eifrig. — Auf dem Titelblatt eines jeden stand mit Goldschrift: „Shakespeare's Werke". — Und das Eine war es besonders, über dessen Blätter sie sich neigte, — oft legte sie auch nur die Hand auf den Umschlag — lehnte den Kopf

zurück an die Polster des Sessels und flüsterte seltsame flammende Worte:

„Nein, — Pilger — klaget eure Hand nicht an
Sie that ja Nichts als was Andächt'ge pflegen,
Den Heil'gen darf die Hand des Pilgers nah'n,
Und Pilger strecken Hand der Hand entgegen."

Oder sie sagte laut und langsam vor sich hin:

„Mein Lieben ist an grenzenloser Tiefe,
Dem Meere gleich — ich habe destomehr
Je mehr ich gebe — — Beides ist unendlich!" —

— — Guter Doctor, wenn diese Worte zu Dir an Deinen l'Homber-Tisch hätten dringen können, — ob Dich wohl ein Schauer erfaßt hätte, — ob sie Dir wohl aus den Händen gesunken wären, Deine Karten? — Deine Frau sprach sie — diese Worte Julia's, jener strahlenden Priesterin glühendster Liebe, — — aber galten sie wohl Dir? — Was solltest Du anfangen mit solcher Liebe — — wie unbequem wäre sie Dir gewesen! — Es ist wohl gut, daß Du sie nicht hörtest. —

Und jene einsame Frau, die sie aussprach, fühlte in solchen Augenblicken den Himmel Italiens über ihrem Haupte und athmete den Duft der Orangen und Citronenblüthen. — Sie war Julia, sie neigte sich über den Balcon, — sanfte Lüfte küßten ihre Stirne und der Mond warf seinen Silberschein auf

das Antlitz eines Mannes, auf ein stolzes junges Antlitz, auf eine hohe Gestalt, und Augen flammten ihr entgegen von einem Blau, wie es wohl jene Wunderblume der Märchen tragen mochte, deren Farbe man nimmer wieder vergessen kann, wenn man sie einmal erblickt. — Eine Gluth wallte aber zu ihr hin, aus jenem Blick, daß sie ihren Herzschlag stocken fühlte, allein in der Erinnerung daran, — und ihre Augen sich schlossen vor süßem betäubendem Weh. — Da war es denn einmal geschehen, daß ihr Mann eingetreten, — sie hörte es nicht, — Romeo sprach ja eben zu ihr, — Romeo's Athem streifte ihre Wange, — — da schlug plötzlich der „Herr Doctor" seinen Arm um ihre Schultern. Mit einem Schrei fuhr sie empor, und blickte ihn verstört an. — Er nahm lächelnd das Buch auf. — „Romeo und Julie von Shakespeare" — las er. „Das ist Nichts für Dich meine Kleine," sagte er. „Ich hätte Dir vorher sagen können, daß Du darüber einschlafen würdest. Solche Dinge sehen und hören sich anders an auf dem Theater, und besonders wenn ein so hübscher Mensch wie damals in der Theaterbude als Romeo auftritt. — Weißt Du noch wie entzückt Du warst und wie Du ihm den Rosenstrauß auf die Bretter warfest,

und wie gewandt er Dir zu danken wußte durch Miene und Blick? — Schade, daß Du nachher so krank wurdest und die Truppe fortwanderte. Es war wirklich ganz leidlich zuzuschauen an jenem Abend. Weißt Du noch?" — — — Ob sie's noch wußte?!" — — —

Der Frühling war da, — der Flieder duftete, und der Goldregen hing seine Trauben aus, die Vögel sangen, — die lauen Lüfte trieben die fallenden Aepfelblüthen auf den Weg des Fröhlichen wie auf den des Kummerbelasteten, — wehten über die Stirn des Kindes, das zur Kirche getragen wurde und umspielten den Sarg, den man in's Grab senkte. — In dem guten Städtchen aber gab es Viele die sich weniger um diesen oft gesehenen Gast, Lenz genannt, kümmerten, als um einen Andern, der zwar nicht minder selten erschien, jedoch mehr Lärm machte, um die Kirmeß nämlich, die diesmal vom herrlichsten Wetter begünstigt auf der großen Wiese vor dem Thore abgehalten wurde. Zelte und Buden aller Arten waren aufgeschlagen, und zwischen ihnen hin drängte sich die schaulustige Menge und zertrat zahllose Veilchen und Maaßlieben. Eine besonders große Bude war da mit einem heisern,

ganz in Roth gekleideten Ausrufer, eine Wandertruppe führte dort allerlei Possen auf, wohl auch zuweilen ein Rühr- oder Ritterstück, — was aber gewöhnlich eine ungleich tollere Lustigkeit hervorzurufen pflegte, als die übermüthigsten Lustspiele. —

An einem ganz besonders milden Abend, zwei Tage nach Beginn der Kirmeß, trat Doctor Werner zu seiner Frau in den Garten. „Nimm Hut und Tuch, Gretchen," sagte er, — „jetzt will ich Dich nicht wie alle Tage zu Stadtschreibers führen, ich habe diesmal eine besondere Ueberraschung für Dich. Den beiden Alten habe ich schon sagen lassen, daß sie Dich erst später erwarten sollen."

Sie folgte ohne Einrede, nur noch einen kleinen Frühlingsstrauß im Gürtel befestigend. — — Er führte sie durch die Straßen hinaus vor das Thor, mitten in das Getriebe zwischen den Buden hinein — an all' den schwatzenden Leuten und lärmenden Kindern, singenden Harfenistinnen und Orgelspielern vorüber, über den Rasen hinweg in eine große Bude. Eine geputzte alte Frau saß in einem matterleuchteten Verschlag und theilte Eintrittskarten aus. — Hier an der Logenthür verlasse ich Dich, Gretchen," sagte Werner, „Du wirst drinnen zu Deinem Schutze die Frau Amtmann finden, —

ich hole Dich nachher wieder ab! — Amusire Dich gut — und erinnere Dich des Tages nach unserer Hochzeit." —

Mit einem seltsamen Schauer nahm die junge Frau Platz neben der redseligen Frau Amtmann, die sie mit geräuschvoller Freundlichkeit empfing. Wie im Traume starrte sie den Vorhang an, der irgend ein schauerliches Etwas zu verhüllen schien, — ein beklemmendes Gefühl legte sich auf ihre Brust. — „Wir werden heut, ein schrecklich trauriges Stück sehen," — sagte ihre Nachbarin, — „aber die Leute sollen es so schlecht spielen, daß man darüber lachen muß. Die Bande war schon einmal hier vor einigen Jahren, — sie sollen seitdem viel Noth ausgestanden haben, und in Rußland herumgezogen sein. Ihren besten Schauspieler brachten sie auch wieder mit, aber den soll das russische böse Wetter arg zugerichtet haben. Er war immer ein verzärteltes Muttersöhnchen, hat man mir erzählt, das seinen reichen Eltern aus purer Leidenschaft für's Theater davon gelaufen war. Da haben sie ihn zur Strafe dafür enterbt, und nun ist er krank und muß doch für sein tägliches Brod sorgen. — Es geschieht aber solchen Rangen schon Recht." — — —

Die gute Frau redete noch als der Vorhang

aufflog, — ihre Nachbarin hörte es nicht. — Ihr war als sei sie zu Stein erstarrt, oder lebendig begraben, — nur die Augen mußten eben sehen und die Ohren vernahmen bekannte Laute. Die Ahnung von etwas Gräßlichem das sie nun unabwendbar erleben werde, kam über Margareth's Seele wie ein schwarzer Schatten, — die kleinen Hände falteten sich krampfhaft wie zum Beten, aber kein einzig Ave kam über ihre Lippen. — Während dieses Kampfes bildeten und lösten sich die Gruppen auf der Bühne, — — das Stück „Romeo und Julie" ging weiter — — und endlich schlug das erste Wort Romeo's an ihr Ohr:

„Ein Blatt von Wegrich wär ein herrlich Mittel." —

— Eine Gestalt bewegte sich auf der Bühne bei deren Anblick Margareth halb ohnmächtig zurück sank. — War das wirklich jener in Jugendkraft und Schönheit strahlende Romeo, dem sie vor kaum sechs Jahren, hingerissen von unnennbaren Gefühlen, einen Rosenstrauß hingeworfen? — — Welche Geschichte von Noth, Sünde und Elend stand in diesem Antlitz. — Ein kranker, zerbrochner Mann redete da, — eine Stimme wurde laut, deren Klang an den einer zersprungenen Glocke mahnte, —

und doch fühlte die junge Frau ein betäubendes Entzücken über ihr Herz fluthen als er sprach:

„Wenn meine zu verweg'ne Hand entweiht,
Dies Heiligthum so duld' ich strenge Buße
Zwei Pilger, meine Lippen, steh'n bereit
Und neigen sich andächtig zu dem Kuße." —

Da war es als ob ein Blitzstrahl einen Schleier zerreiße vor ihren Augen, — — sie erkannte in diesem Moment, daß sie den Mann dort liebte — ihn geliebt hatte, seit jenem Abend als sie ihn zu=erst und — zuletzt geseh'n. — Krank, — verwan=delt, — verloren, — wie er da vor ihr stand liebte sie ihn, sie fühlte es glühender als in jener wunderbaren Stunde, die ihr damals so bange Fieberträume gebracht. — Ihr ganzes bisheriges Leben lag wie ein schwerer Werktag voll Arbeit und Mühe hinter ihr — und jetzt — jetzt fühlte sie mit Schauern der Seligkeit die Sonne des Fest=tags aufgehen über ihrem wild klopfenden Herzen. — O das mußte sie sein, wohl jene Liebe, von der damals — vor langer langer Zeit der Oheim geredet — — jene Liebe von der die Schrift sagt, daß sie stark sei wie der Tod. — — Aber was war das? — Hatte sie denn so lange und tief geträumt? — Die Menge rings umher lachte, — Spottreden wurden laut, — rohe Stimmen erhoben sich, — jene alternde

Julie mit den hochgeschminkten Wangen, die sich eben über den Balkon neigte, warf nicht eben Taubenblicke in das übermüthige Publikum. Aber nicht ihr galt dieser Lärm, — er galt unzweifelhaft jenem Romeo, der an der Seitenkulisse lehnend, vor Erschöpfung kaum zu sprechen vermochte. — Erbarmungslos laut und lauter, schrieen sie zu ihm herüber. — Der Arme versuchte zuerst dann und wann den Lärm zu durchdringen — er athmete mühsam — er griff mit der Hand krampfhaft nach der kranken Brust, — — vergebens, das Zischen und Lachen wurde immer lauter, und so hüllte er sich endlich wie jener sterbende Fechter in seinen Mantel und senkte das Haupt. — Es war aber doch manche Mutter unter den Zuschauern die jetzt an ihren Sohn dachte, der eben wohl behütet und sorglos in seinem Bettchen lag und die sich sagte: „so wird es ihm, so kann es ihm vielleicht auch dermaleinst da draußen in der heißen Wüste der Welt ergehen" — und die sich bei diesem Gedanken meilenweit hinweg wünschte. — Und die Mutter dieses kranken geschmähten Mannes fern fern in ihrem prunkenden Hause, fühlte vielleicht in eben diesem Augenblick eine dumpfe Angst auf ihr Herz fallen, und eine quälende Sehnsucht erwachte plötzlich in ihrer Seele nach jenem, einst so

geliebten, und behüteten Sohn, der sie um der „Kunst Willen" verlassen und den sie deshalb für immer verstoßen. — — —

Mitten in all' das wüste Getöse fiel aber jetzt ein kleiner halbverwelkter Strauß von Goldregen, Flieder und Apfelblüthen zu den Füßen des verstummten Romeo nieder. Müde und finster blickte er auf — — in jenem kleinen Verschlage neben der Bühne stand eine todtblasse junge Frau, weit vorgeneigt, und sah zu ihm hernieder. — — Und er kannte dies Gesicht, — diese Augen, — — seufzend legte er die Hand an die Stirn, — — dann auf's Herz. — — Eines Athemzuges Länge schauten die Beiden sich an, — dann sah man seine Gestalt wanken, — ein Schrei wurde gehört — — der Vorhang fiel. — Wenige Minuten nachher erschien der Theaterdirector und meldete, daß wegen plötzlicher Erkrankung des Romeo das Stück nicht zu Ende gespielt werden könne, daß man aber Morgen „die lustigen Weiber von Windsor" mit absonderlichem Pomp aufführen werde. — — Wer mit solcher Unterbrechung unzufrieden, könne sein Geld an der Kasse wiedererhalten. — — Und das Gedränge an der Kasse wurde sehr groß. — —

Während man sich nun Draußen stieß und

schalt, wurde hinter jenem schlechten Vorhang ein wunderliches Nachspiel aufgeführt. — Mitten auf der Bühne lag Romeo, in seinen abgetragenen Sammetkleidern, — rings um ihn her standen in ihren flitterhaften Costümen, ernst und erschreckt, die Mitglieder der Truppe. — Der junge Mann war ein Sterbender, — ein Blutsturz hatte ihn überfallen. — Aber der Tod trat in schöner Gestalt zu ihm — sein Haupt ruhte in dem Schooße einer jungen Frau die neben ihm kniete. — Woher sie so plötzlich gekommen, — Niemand wußte es, — Niemand kannte sie. — Ihre Kleider waren von seinem Blute überströmt, ihre rechte Hand stützte die Stirne des Verscheidenden, ihre Linke ruhte in der seinen. Sie war nicht minder bleich als der Sterbende, aber in den Blicken, die an seinem Antlitz hingen, spielten die Flammen eines glühenden Lebens. — Was sich die Augen dieser Beiden jetzt gestanden, hätten sich ihre Lippen wohl nimmermehr zu sagen vermocht. — Leise, leise hauchte er endlich: „legt mir Euren Strauß in den Sarg." — — Mit diesen Worten war das Drama seines Lebens ausgespielt. — Der Vorhang des Todes rauschte nieder. — — Der Doctor Werner mußte sich fast

mit Lebensgefahr durchdrängen, ehe er zu jener Gruppe gelangte. — —

Margareth ließ sich geduldig von dem todten Romeo wegführen, — aber ihr Schritt glich dem einer Schlafwandelnden. — Ihr Mann that keine Frage, — — sie redete nicht, — sie schien kaum zu athmen, — nur als sie in das stille Stübchen der ahnungslosen beiden Geschwister trat, und ihr starrer Blick auf den Oheim fiel, murmelte sie mit einem herzzerschneidenden Lächeln: „wo Du hingehst, da will ich auch hingeh'n, — Dein Land sei mein Land," —— dann wurde sie ohnmächtig. —

Der Doctor Werner wurde von den Leuten zwar im Allgemeinen sehr bedauert, — aber die ganze schreckliche Geschichte, die so viel zu reden gab, war doch eigentlich eine gerechte Strafe des Himmels für die Unbesonnenheit, ein „Komödiantenkind" geheirathet zu haben. — Die Frau Doctorin lag zuerst lange, lange krank, — und dann mußte man sie gar in's Irrenhaus bringen lassen. Man erzählte sich auf den Straßen davon. — Sie hatte sich immer auf den Balcon des Hauses gestellt, der nach dem Garten hinaus ging, und sich tief, tief über

das Gitter hinunter geneigt, so tief, daß der alte Herr Stadtschreiber, der kaum von ihr wich, sie nur mit Mühe noch halten konnte. — Waren solche Dinge erhört, — — würde einem Kinde ordentlicher Eltern je so etwas eingefallen sein?!

In der Irrenanstalt war kein Balcon, — aber Fenster waren doch da, — und kein so sorglicher Wächter, denn der Oheim gewesen war, — — und so fand man eines Morgens die arme Margareth todt auf dem Asternbeet an der Mauer. — Die linke Schläfe war zerschlagen, aber das Lächeln einer Seligen stand auf ihrem Angesicht. — —

Der Herr Stadtschreiber überlebte seinen Liebling genau drei Monate. — — Die alte Dame hatte seit jenem Vorfall mit dem Komödiantenkinde ihre asthmatischen Zufälle, seltsamer Weise, fast ganz verloren, mit denen sie sonst so oft die Ihrigen und den Doctor gequält, und zog nun in dessen Haus um ihm „fein ordentlich" die Wirthschaft zu führen. — Wenn sie vor all' den gefüllten Schränken, vor der wohlgeordneten Speisekammer, oder in der blinkenden Küche stand, dann beweinte sie zuweilen bitterlich die Verblendung der undankbaren Margareth, die noch ein anderes Glück gewollt, als das so allhier zu finden war. —

Den Doctor begriff sie aber eben so wenig, der solch' einer Verlorenen nachtrauerte, und ihr sogar noch anhing, als ob sie sich niemals etwas zu Schulden kommen lassen. — Er führte zwar sein Leben genau so weiter, als ob die Margareth nie da gewesen wäre, — aber er verlor jetzt eben so regelmäßig seine Parthie, wie er sie sonst gewonnen, und am Morgen nach jener Nacht, als sie die Margareth in's Irrenhaus gebracht, war sein Haar schneeweiß geworden. — Von ihrer Stube hatte nur er allein den Schlüssel, — kein anderer Fuß durfte sie betreten, als der seinige. Das kleine zerlesene Buch des Shakespeare, mit der Tragödie Romeo und Julie, trug er allezeit bei sich, — es lag sogar des Nachts unter seinem Kissen, — und mehr als einmal hat ihn die alte Dame vor sich hin murmeln hören:

„Nie gab es ein so unglückselig Loos,
Als Julia's und ihres Romeo's."

Des Herrn Kreissteuereinnehmers Stellvertreter.

Scizzenblatt.

Motto: „O Jugend, o schöne Rosenzeit“ —
Volkslied.

Das alte Leipzig hatte sich, am Nachmittag des 20. December des Jahres 1784, in einen dicken Schneemantel gewickelt, aus dem nur die Nasenspitze, nämlich der Thomasthurm frei hervorschaute, aber die Wattirung des Umhangs mochte für die verwöhnte Dame doch noch nicht warm genug sein, immer neue Federn wurden aus den Wolken nachgeschüttet. Es wirbelte da draußen von Schneeflocken als ob es nimmer aufhören sollte, und war bitter kalt dabei. —

Den Männern und Frauen die da über die Straßen und Plätze trippelten, so eilig und so gebeugt als könnten sie auf solche Weise gleichsam unter dem Winterwetter und Schneegestöber durchhuschen, kamen trotzdem allerlei liebliche Gedanken an warme Oefen, an Pfeifen mit dicken Rauchwolken, an gebratene Aepfel, heißen Kaffee und Eierbier. — Den blaugefrorenen Kindern flimmerte

gar der Christbaum schon vor den Augen, und mit ihm zahllose köstliche Dinge die man sich bei dem Weihnachtsmann bestellt, und die der bekanntlich noch einmal so gern brachte, wenn er dabei durch den dicken Schnee waten mußte. — Nur den Armen und Verlassenen erschienen keine derartige Trost=bilder, um ihnen den Kampf mit der Kälte zu er=leichtern. Sie hatten keinerlei Ursache ihre Schritte zu beschleunigen, wartete doch nur ein kaltes Käm=merlein auf sie, und von Weihnachtsträumen wußten sie Nichts. — Aber sie dachten wohl daran, wie weich und warm dieser Schnee, der sich so kältend an ihre Kleider hing, auf jene Hügel des Johan=neskirchhofs sich legen müßte, und — neideten Alle die darunter so sorglos schliefen. —

Wer aber einen Blick in die Wohnstube des wohlbekannten, in der ganzen Stadt hochgeehrten, äußerst geschickten Kupferstechers Bause hätte thun dürfen, der würde wohl den argen Winter vergessen haben. An ein Beet voll Veilchen und Frührosen hätte der denken müssen, und an Sonnenschein und laue Luft. — Es saßen allda nämlich, wie an jedem Sonnabend, fünf junge Mädchen beisammen um einen Tisch der dicht an das Fenster gerückt war, denn in der vierten Stunde eines Wintertages nimmt das

Licht da draußen Abschied, und wer noch lesen will der muß sich gewaltig mühen. — Und um zu lesen hatte man sich hier versammelt, wenn auch das Buch jetzt unbenutzt da lag, und Alles durcheinander plauderte und lachte. — Die jungen Mädchen hielten jene wöchentliche Lesestunde ab, die ihnen der Herr Kreissteuereinnehmer Weiße, Leipzig's gefeierter Dichter, eingerichtet, zum Nutzen und Frommen der leichtsinnigen Köpfe und Herzen, wie er sagte. —

Der damals schon ältliche Herr nahm sich mit lebhaftestem Eifer überhaupt der Belehrung und Unterweisung der jungen Frauenzimmer der Lindenstadt an, hatte sogar eine Wochenschrift herausgegeben, allein zu diesem löblichen Zweck, und beschenkte die Töchter seiner Freunde sehr freigebig mit den lehrreichen Büchern deren er eine gewaltige Menge zu verfassen pflegte. — Alldieweil aber der Dichter mehr als einmal die erschreckende Erfahrung gemacht, daß das leichtsinnige Mädchenvolk die kostbaren Werke seiner Feder nicht einmal ordentlich las also auch keinerlei gute Wirkung auf diese Weise erzielt zu werden vermochte, so hatte er, nach reiflicher Ueberlegung, Lesestunden eingeführt, je zu sechs Theilnehmerinnen höchstens, die man bei den verschiedenen Eltern abwechselnd abhielt, wo denn z. B.

neue Romanzen und Balladen, oder Scenen aus Weiße's Richard dem Dritten, oder aus seinen Briefen „über die Bildung der Frauenzimmer" hübsch langsam und mit Bedacht in seiner Gegenwart vorgetragen wurden. Da der feine alte Herr aber fast die ganze Stadt zu seinen Freunden zählte, und jeder Vater seine Tochter gern als ein wohlgebildetes Frauenzimmer auftreten zu sehen wünschte, so schlürfte der Herr Kreissteuereinnehmer seine Tasse Mocca fast täglich in einem andern Hause, rauchte sein Pfeiflein und befand sich wohl dabei. Es war doch gar zu anmuthig, so vor einem Tische voll junger Mädchen zu sitzen, — und hübsch waren sie fast alle, wie schon das alte Lied den Sachsenkindern nachrühmt, — und sich von all' den verschiedenen feurigen und sanften Augen so verehrend anschauen zu lassen. Und nun von den blühenden Lippen die eigenen Schöpfungen vorlesen zu hören, und dann und wann gar eine weiche Hand auf der seinen zu fühlen und ein Geflüster nahe am Ohr zu vernehmen: „Ach du meine Güte, wie ist das so schön!" — Alles dieses war wahrlich nicht zu verachten, und der Kreissteuereinnehmer war doch von Herzen froh, zuweilen, daß er keine Kreissteuereinnehmerin zu Hause sitzen hatte, denn die

würde es doch nimmer gelitten haben, daß man solchen Götzendienst trieb mit ihm. — Nur eine Lesestunde war es, die ihn manchmal etwas aus der Ruhe brachte, weil es da niemals regelrecht herging, und das war die, welche sich so eben im Hause des Kupferstecher Bause versammelt. — Eine tolle kleine Schaar hatte sich da zusammengefunden, zehn Kreissteuereinnehmer hätten keine Ordnung und Ruhe in diese Mädchenköpfe gebracht. — Da waren zuerst die beiden Töchter des Kupferstecher Stock, die lebhafte kluge Dora, die sich vor wenig Wochen mit dem Sohn des Professor Huber verlobt, sodann ihre Schwester Minna, das glückliche Bräutchen des Privatdocenten Christian Körner. Dann war die ewig heitere, zu allen wilden Streichen nur allzubereite, Schwester Ferdinand Hubers da, in deren Wangengrübchen zahllose kleine Neckteufelchen wohnten, und endlich Charlotte und Juliane Bause. Die jüngste zählte kaum vierzehn Jahr, war wunderbar begabt, saß schon Stundenlang in der Werkstatt des Vaters, zeichnend und radirend, und hing mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit an der zwei Jahr älteren Schwester. Die Lotte war offenbar die Schönste unter Allen, vielleicht die Schönste in ganz Leipzig, und

der heimliche Liebling des Herrn Kreissteuerein=nehmers. —

Sie hatte ein so wundersames Musiktalent, daß der Sohn des großen Sebastian Bach, der liebens=würdige Philipp Emanuel, der sie einmal auf sei=ner Durchreise von Berlin nach Hamburg in Leip=zig in dem Hause des alten Musikfreundes Breit=kopf spielen hörte, Thränen vergoß über die Art ihres Vortrags. Das Spinett wurde unter ihren Händen zu einer Aeolsharfe, — und wer die Lottchen Bause gar auf der Glasharmonika fan=tasiren hörte, vergaß das bis zu seiner Todesstunde nicht. — Dabei war sie so lieblich und bescheiden in ihrem Sein und Wesen, daß ihr eine Jede die ihr nahe kam nicht nur ihr Talent, sondern auch — was noch mehr sagen will, — ihre Schönheit verzieh. — Ihre Freundinnen liebten sie alle und ordneten sich ihr willig unter.

Wenn es einmal gar zu wild herging, und sie sah mit ihren wunderbaren Augen die Freundin=nen an, und schüttelte ganz leise mit dem Kopf, — da war Alles wieder still. Und doch konnte sie so heiter sein wie ein Kind, — und kein Lachen klang so silbern wie das ihre. — Es schien als habe der kleine Kreis sie stillschweigend zur Königin

erhoben, — sie hatte allezeit den besten Platz, dem Fenster zunächst, — sie saß in einem Lehnstuhl neben dem Vorleser, — vor ihr lag das zu lesende Buch — und an sie richteten sich immer wie eben jetzt, die Fragen, Scherze, Ausrufungen Aller. — „Lotte wie hübsch daß es heut noch Glatteis ist!" „Lotte freust Du Dich nicht auch, daß wir nun die Räuber fertig lesen werden?" — „Lotte was soll uns der Student lesen, wenn er das nächste Mal wieder kommt?" „Lotte wirst Du uns heut ein Stück auf Deiner Glasharmonika spielen?" —

Und so lebhaft es durcheinander schwirrte, sie überhörte keinen Ruf, nickte und plauderte nach allen Seiten hin und man sah es ihr an, daß sie gewohnt war, in dieser Weise Rede und Antwort zu stehen. —

Mit der Frage nach dem Glatteis hatte es aber folgende Bewandtniß. — Der Herr Kreissteuereinnehmer Christian Felix Weiße nämlich, scheute, außer einer rauhen Perücke, den Schriften des Voltaire, und einem schlecht geglätteten Jabot, Nichts in der Welt so sehr als eine glatte Straße. Das Leipziger Plaster war von Alters her kein ebener Tanzboden, im Winter aber bisweilen sogar gefährlich. Bei der geringsten Spur von Glatteis konnte den

alten Herrn keine Ueberredung dahin bringen, sich zu Fuß auf die Straße zu wagen, und wenn noch so viel auf dem Spiel gestanden, er würde zu Hause geblieben sein. — — Da pflegte es denn natürlich im Laufe eines Winters nicht selten vorzukommen, daß der gefeierte Dichter den Lesestunden, in dem einen oder andern Hause, nicht beiwohnen konnte. An Equipagen war ja niemals großer Ueberfluß in dem lieben Leipzig, und der Gedanke an das Institut der Fiacre noch nicht geboren. — Trat also Glatteis ein, so schickte der Herr Kreissteuereinnehmer, statt seiner, irgend einen wohlgesitteten, ihm empfohlenen jungen Studenten auf die Straße und in die Lesestunde, wobei er natürlich die Vorsicht gebrauchte allezeit die Schüchternsten und Häßlichsten auszuwählen. —

Solch' ein junger Mann mußte dann vorher in seine Stube kommen, woselbst ihm auf das genaueste bezeichnet wurde wie er sich zu verhalten habe, was zu lesen sei und bis zu welcher Stelle, ja er ging sogar soweit seinem Famulus die Randglossen mitzutheilen, die er an dieser oder jener Seite für passend erachtete. — Es hatte sich aber begeben, daß die Gassen seit länger den vier Wochen für den Herrn Kreissteuereinnehmer nicht zu passiren gewesen, und die ver-

schiedenen Famuli gewaltig viel zu thun bekamen. Die sorgfältigste Wahl erforderte der stellvertretende Aufseher jener kleinen Mädchenschaar die wir so eben beschrieben, aber der Dichter traute jenem jungen Studenten, den ihm sein Freund der Pfarrer in Baireuth so ganz besonders empfohlen, auf sein ehrliches Gesicht, und übergab ihm sonder Sorge die Lämmer, die er selber nicht immer, wie er sich heimlich gestand, zu hüten vermochte. Er schien ihm nur einen Fehler zu haben, der junge Mensch, er war nämlich nicht häßlich genug, — ja er kam dem Herrn Kreissteuereinnehmer sogar zuweilen ordentlich hübsch vor, besonders Stirn und Augen. — Die Letztern konnten, wenn gleich sie von blauer Farbe waren, doch zuweilen so feurig aufblitzen, daß Christian Felix Weiße fast davor erschrack. Er tröstete sich jedoch mit dem Gedanken, daß er diese Augen unter den übermüthigen Mädchen wohl nicht oft aufschlagen werde. —

Stiller und ehrbarer im Wesen konnte sonst Niemand sein als dieser Studiosus Theologiae, der ihm fast schräg gegenüber wohnte, in dem Dachkämmerlein des Gasthauses zu den „Drei Rosen" in der Petersstraße. — Bis in die späte Nacht hinein konnte man den Schein seiner kleinen Lampe

flimmern sehen, und die Frau Wirthin drüben hatte ihm auch einen besonders guten Leumund gegeben. Nie sah man ihn anders auf der Straße als mit seinen Collegienheften unter dem Arm, und immer allein. Das „Frauenzimmer" schien für ihn gar nicht vorhanden, er ging allezeit mit niedergeschlagenen Augen an den Wirthstöchtern vorüber, und die verdienten doch wohl angeschaut zu werden von Jedermann, wie die Mutter behauptete, über welchen Punkt jedoch der Herr Kreissteuereinnehmer mit ihr heimlich verschiedener Meinung war, denn die Eine schielte, und die Andere hatte einen gewaltig großen Mund und rothe Haare. — Christian Felix Weiße hatte den Studenten selbst bei Bause's vorgestellt, ihn mit einer wohlgesetzten Rede gleichsam eingeführt, und als seinen Stellvertreter in der Lesestunde bestätigt. Anfangs gab es ein bedenkliches Flüstern und Kichern, und Mustern von Kopf bis zu Fuß, — und der Famulus des Herrn Kreissteuereinnehmers wechselte daher in der ersten halben Stunde gar oft die Farbe, wenn er den Blicken der jungen Mädchen begegnete. — Aber gar bald wurde es anders. Lotte Bause hatte nicht mit gelacht und das hieß soviel als: „er gefällt mir," — und dann las die kleine Huber eine etwas wunder-

liche Stelle in dem neuen Gedicht des Herrn Kreis=steuereinnehmers: „Hannchen“ benannt:

— — — — —

„Gedacht und auch geschehen,
Das Fenster war nicht hoch,
Und sicherer zu gehen
Nahm ich mein Bettchen noch:
Das warf ich schnell hinunter,
Ich sprang und sprang nicht tief:
Worauf ich dann ganz munter
Auf und von dannen lief.“ — —

Ein lachender Blick flog, bei dieser trocknen Poesie, aus den hübschesten nußbraunen Augen zu dem neuen Zuhörer herüber, — und begegnete einem Lächeln. —

Das Einverständniß war also da, — denn die Andern hatten auch alle diese Kundgebung gleicher Gesinnung wahrgenommen, und darauf allerlei Hoffnungen gebaut. —

In einem Kreise junger Mädchen kann nimmer der Linken verborgen bleiben, was die Rechte thut, — aber auch nicht was die Rechte oder Linke empfängt. —

Alle hatten das Lächeln des Studenten gesehen, nur der Herr Kreissteuereinnehmer nicht. — Die kleine Huber, die Keckste von Allen, fand auch Gelegenheit beim Weggehen, draußen im dunklen

Hausgange, als der junge Student ihr ziemlich unbehülflich die Pelzcontusche über die Schultern zu legen sich mühte, ihm einige Worte zuzuraunen. „Wenn es Glatteis giebt," sagte sie hastig, „so steckt Euch nur allerlei hübsche Bücher ein, die Ihr uns dann vorlesen mögt, bei denen wir hübsch munter bleiben und nicht so schläfrig werden wie bei den Büchern des guten Herrn Kreissteuereinnehmers. — So Ihr aber ein Wörtlein verlauten laßt, von dem was ich Euch eben sagte, so seid Ihr Eurer Augen nicht sicher," — schloß sie schalkhaft. — „Seht doch zu, ob Ihr die Räuber eines gewissen Herr Schiller nicht auftreiben könnt," flüsterte sie noch im Weggehn, „die möchten wir gar zu gern lesen!"

Und schneller als ein Wirbelwind war sie hinweggeschlüpft, um den Herrn Kreissteuereinnehmer noch auf der Treppe einzuholen, wo er mit etwas zusammengezogener Stirn, mit Dora und Minna Stock, auf sie wartete. — „Ich habe den Herrn Studiosus gebeten mir Euer schönes Poëm abzuschreiben, ich meine das, was wir zuletzt lasen, Ihr wißt:

„Als ich auf meiner Bleiche,
Ein Stückchen Garn begoß" — —

ich möchte es auswendig lernen. — Wer doch solche Gedichte machen könnte! Wünscht Ihr Euch das nicht

auch Dora? — Kommt, nehmt meinen Arm, Herr Kreissteuereinnehmer, — es fängt schon wieder an glatt zu werden auf den Steinen. Wer weiß ob Ihr zur nächsten Lesestunde kommen könnt!" —

Und er konnte auch wirklich nicht kommen, der Herr Kreissteuereinnehmer, und der junge Student, sein Stellvertreter, brachte wahrhaftig die Räuber, Trauerspiel eines gewissen Herrn Schiller, mit und las selbiges mit wohltönender Stimme den aufmerksamsten und reizendsten Zuhörerinnen vor, die jemals den wilden Reden wilder Gesellen und den Klagen Amalia's gelauscht. — Da fiel es Keiner ein, wie sonst wohl, zu flüstern, zu lachen, unruhig hin und her zu rücken, kleine Papierkugeln zu drehen, Bildchen von steifen alten Herren mit gewaltigen Locken und weitabstehenden Zöpfen zu zeichnen, oder die Nachbarin an den Haaren zu zupfen. — Wie gebannt saßen sie da und athmeten kaum, und seufzten nur zuweilen recht tief auf. — Die Dora und Minna Stock kannten das schauerliche Stück freilich schon, durch den Privatdocenten Körner, der es ihnen vorgelesen. Der Körner hatte ja sogar in seiner Begeisterung einen Brief darüber

an den Dichter selbst nach Mannheim geschrieben, Minna eine Brieftasche dazu gestickt, und Dora die Köpfe der Schwestern und ihrer Verlobten mit Silberstift äußerst kunstvoll gezeichnet. — Ein wunderschöner Dankbrief von dem Herrn Schiller war darauf angekommen, und den hatte die Dora ihren jungen Freundinnen so oft vorgelesen, daß sie ihn auswendig wußten. — Dieses Heiligthum wurde dem jungen Studenten schon in der dritten Lesestunde, eben heute, mitgebracht, als ein Zeichen ganz besonderer Gunst, und er durfte den Brief lesen und bewundern, was er denn auch mit einem Feuer that, das auf alle seine jungen Zuhörerinnen einen ganz besonderen Eindruck zu machen schien. — Mancher Andere hätte wohl auch um eines weniger merkwürdigen Briefes sich in Lobeserhebungen ergossen, es war ja gar zu köstlich so dicht vor sich fünf der reizendsten Mädchengesichter und Gestalten zu sehen, die alle zugleich sich mühten ihre Randglossen zu dem Schillerbriefe laut werden zu lassen. — Juliane, das fröhliche Kind, hatte sich auf den Tisch geschwungen, neben die ältere Schwester, und den Kopf mit den braunen kurzen Locken, auf deren Glanz noch kein Puder gefallen, auf Lottens Schulter gelegt. — Die schöne Lotte hielt

den Brief in den Händen, den ihr der Student so eben zurück gegeben, und ihre schwärmerischen Augen blickten auf jene großen gestreckten Schriftzüge des Dichters, ein bezauberndes Lächeln theilte ihre Lippen.

„Wenn er doch einmal nach Leipzig kommen wollte," sagte sie zu Minna Stock gewandt, die ihr gegenüber saß, das blühende Gesicht auf die Hand gestützt, „ich möchte gar zu gern einmal einen wirklichen Dichter sehen, — das ist doch der Größte von meinen drei Herzenswünschen."

„Nun, ich verspreche Dir, daß ich ihn zu Dir bringe, liebe Lotte," rief Dora Stock, die sich jetzt über den Tisch beugte und die Hand nach der Freundin ausstreckte," „zu uns muß er ja kommen! da hast Du meine Hand darauf!" Und zwei Mädchenhände sanken ineinander, und umschlossen sich fest, so verschieden in ihrer Form und Färbung, wie die Seelen der Beiden die sie sich reichten.

— Die Hand der Charlotte Bause war zart und durchsichtig, die Andere groß, und leicht gebräunt, gewohnt den Griffel zu halten, kräftig, wenn auch edel in der Form. Die erste Hand war da um sanft geführt zu werden, die zweite fest und sicher zu führen. —

„Und was ist Dein zweiter Wunsch?“ — rief Minna Stock.

„Und was Dein dritter?“ flüsterte Juliane, die Schwester zärtlich küssend. —

„Nun, der zweite ist eben so thöricht als der erste, und der dritte wie der zweite,“ antwortete Lotte heiter, und hob den schönen Kopf wieder. „Ich wünschte, daß mich ein Dichter lieb haben möchte, so lieb aber wie etwa der Karl die Amalia.“ — —

„Du willst Dich aber doch nicht todtstechen um ihn, wie die Amalie um ihren Karl?“ rief Juliane erschrocken und klammerte sich fest um den Hals der Schwester. —

„Kleiner Narr, ich möchte gerade wenn er mich recht lieb hätte von selber sterben, damit ich nicht vor seinen Augen alt und häßlich würde, und dann müßte er ein wunderschönes Gedicht, oder sonst etwas Herrliches über mich schreiben! Nun wißt Ihr Alles, und könnt mich auslachen, und der Herr Studiosus darf's auch.“

Aber es lachte Niemand, und der Herr Studiosus am Allerwenigsten, der sie nur immer anschaute wie sie da vor ihm saß, in dem einfachen Kleide und weißen Busentuch, das die zarten Schultern ver-

hüllte, und dem schwarzen Spitzentüchlein, das sie über das leicht gepuderte Haar geworfen und unter dem Kinn zusammengeschlungen hatte. — Nur die kleine Huber rief, halb ungeduldig halb scherzend, darein: „ich weiß gar nicht was Ihr immer von den Dichtern verlangt und erwartet, als ob an denen etwas Absonderliches sein müßte! Ist denn an unserm guten Herrn Kreissteuereinnehmer so gar viel zu sehen, und er hat doch tüchtige Verse gemacht.“ Und mit komischer Geberde und Haltung recitirte sie:

„Als ich auf meiner Bleiche,
Ein Stückchen Garn begoß,
Da kam aus dem Gesträuche,
Ein Mädchen athemlos.
Ach rief sie habt Erbarmen,
Steht meinem Vater bei,
Es schlug ein Fall dem Armen,
Das linke Bein entzwei.“ — —

In das helle Lachen der Andern rief sie dann: „ich wette der Herr Schiller sieht nicht viel anders aus, als unser Herr Vorleser hier, und der hat doch sicher noch niemalen ein Gedicht gemacht, noch wird er je eines zu Wege bringen. Nicht so, Herr Studiosus Johann Paul Friedrich Richter aus Wunsiedel?“ —

Ihr lachendes Gesicht neigt sich bei dieser Frage

weit herüber, ihre dunkeln strahlenden Augen trafen die seinen. Er würde jetzt viel darum gegeben haben, der arme Student aus Wunsiedel, wenn er mit gutem Gewissen hätte sagen können: „ich habe schon so viele Verse gemacht als der Herr Kreissteuereinnehmer.“ — Eine Weile hielt er den spöttischen Blick der Kleinen muthig aus, dann wandte er sich plötzlich zu Charlotten und sagte fest: „wer weiß ob in mir nicht auch ein Stückchen von einem Poeten verborgen, — es käme auf einen Versuch an. Wenn ich Musik höre, wird mir nämlich zuweilen ganz so als könnte ich Verse machen.“ —

„O die Lotte muß spielen!“ jubelte da die Huber auf, — „und während dem muß der Herr Studiosus dichten.“

Schnell sprang Juliane auf um das Lieblingsinstrument der Schwester, die Glasharmonika, zu holen. Dora Stock sagte: „Die Huberin hat keinen übeln Einfall gehabt. Und dem Herrn Studiosus sage ich, wenn er bei Lottens Spiel auf der Glasharmonika keine Verse macht, steckt kein Fünklein Poesie in ihm.“ —

— Die jüngere Schwester kam zurück, das Instrument in den Händen tragend. — Schnell ord-

nete sich der kleine Kreis um die Spielerin. Mit Verwunderung betrachtete der junge Student jene seltsame eiserne Achse, an der die Glasschaalen befestigt waren, die, wie ein Spinnrad, durch den Fuß in Bewegung gesetzt werden mußte, wobei dann die Glasränder mit den Fingern berührt wurden. — Als Charlotte Bause ihm den Mechanismus erklärt, und die Verbesserungen gezeigt, die Benjamin Franklin vor wenigen Jahren an dem Instrument angebracht, mußte er sich nach der Anweisung der kleinen Huber, in die dunkelste Ecke zurückziehn, um, wie sie schalkhaft sagte, ungestört ein ellenlanges Gedicht ausfinnen zu können. —

Eine kleine Pause entstand, — die Achse drehte sich, — die Finger Charlottens näherten sich den Rändern der Glasschaalen, — der erste sanfte, und doch tief in's Herz schneidende, Ton des wunderbaren Instruments zitterte durch das Zimmer. —

Die Klänge einer Glasharmonika sind mit keinen andern zu vergleichen, — es sind Töne aus einer fremden Welt. Wenn wir uns Geister, — abgeschiedene ruhelose Seelen — musicirend denken wollten, so müßte diese Musik so klingen. — Nicht Sphärenklänge, nicht Engelsgesänge sind es die so lauten können, — nein, in diesen Tönen ist noch

irdischer Schmerz, noch irdischer Kampf, noch irdisches Verlangen, irdische Gluth. — Sie reißen an unsern Nerven, sie erschüttern unsere Herzen in den tiefsten Tiefen, — sie bringen geisterhafte Grüße der Todten, — sie locken uns in ein schattenhaftes Reich, — sie beschwören Gedanken herauf wie sie uns nimmer kommen können bei andern Klängen, — sie lassen die Gesunden krank werden und die Kranken gesund. — — —

Wie von einem schweren Traum befangen, kämpfend und ringend mit dem Erwachen, lauschte der kleine Kreis der schönen Spielerin, die mit glühenden Wangen und strahlenden Augen sich über das Instrument beugte.

Sie hatte noch nie so ergreifend, noch nie mit solcher Hingebung gespielt, das fühlte sie selbst. — Eine seltsame Empfindung, für die sie keinen Namen wußte, hatte sie durchströmt, als ihre Finger die Ränder der Gläser berührt. — Aber wer sie jetzt ansah, wie sie erschöpft zurücksank, und eine tiefe Bläße an die Stelle der Gluth trat, die noch eben ihre Wangen gefärbt, der konnte sich des Gedankens nicht erwehren, daß dies Instrument, diese Töne, für solch' ein zartes Geschöpf gefährlich sein müssen. — Die jüngere Schwester überkam wohl

plötzlich diese Angst, denn sie brach in Thränen aus, warf sich an die Brust Lottens und rief: „Du darfst so nie wieder spielen, — das kann Niemand aushalten, Lotte, es war mir als müßtest Du mitten in der Musik todt niederfallen, und doch konnte ich mich nicht rühren, um Dir zuzurufen: halt ein!“ — — —

Die Andern athmeten jetzt auch auf, wie von einem Bann befreit, drängten sich um ihre Freundin und küßten sie. — Des Herrn Kreissteuereinnehmers Stellvertreter hatten sie Alle vergessen. — — Der saß auch ganz regungslos in seinem dunkeln Winkel, das Gesicht in die Hände vergraben. — —

War ein wunderbares, unsagbares Etwas aus diesen Tönen zu ihm herübergeschwebt, um ein Gefühl in ihm aufzuwecken, das bis zur Stunde tief in seinem unberührten Jünglingsherzen geschlummert? War jener geheimnißvolle Gruß von Seele zu Seele gedrungen der da lautet: erkenne mich und Dich, — ich bin für Dich allein hier auf dieser Erde!“ — — —

Er hat es Niemanden vertraut, — aber als er sich langsam erhob und seine Augen auf das junge Geschöpf richtete, das ihn soeben in einen neuen

Zauber verstrickt, fühlte er mit einem Male daß er ein Anderer geworden. — Wie von Fesseln befreit war es ihm zu Muth, — eine köstliche Freudigkeit rieselte, wie ein warmer Strom, durch alle seine Adern. Mit hochaufgerichteter Stirn und stolzem Blick näherte er sich der Mädchengruppe. — Die kleine Huber bemerkte ihn zuerst und rief: „kommt her, Herr Studiosus aus Wunsiedel, und zeigt ob in Euch ein Stücklein unseres Herrn Kreissteuereinnehmers steckt!" — Als er aber dicht vor Charlotten hintrat, waren Alle betroffen von dem Ausdruck seines Angesicht's, — der Johann Paul Friedrich Richter erschien plötzlich Allen über alle Beschreibung schön, — selbst die Huber wagte, als sie ihn recht ansah, nur ganz leise zu flüstern: „Ihr habt wahrhaftig ein Gedicht gemacht, denn sonst könntet Ihr nicht so aussehen!" — —

— — „Und wenn ich nun doch keinen Reim gefunden?" fragte er zurück.

„Nun so werdet Ihr, zur Strafe, hier auf Euren Knien vor der Lotte und uns Allen eine laute und deutliche Beichte ablegen was Ihr während ihres Spiels gedacht!" — rief Dora Stock. —

Und der Kreis öffnete sich jubelnd, die reizenden Gestalten drängten sich hinter den Stuhl Lot-

tens, die sich erröthend aufgerichtet hatte, — und ließen den Raum vor ihr frei. —

Da kniete denn der Johann Paul Friedrich Richter nieder zu den kleinsten Mädchenfüßen der Lindenstadt, legte seine Hand auf's Herz, schaute zu der kleinen Königin der Uebermüthigen auf, und sagte mit einer Stimme die vor Bewegung bebte:

„Wär' ich ein Stern, — ich wollt' ihr leuchten,
Wär' ich eine Rose, — ich wollt' ihr blüh'n.
Wär' ich ein Ton, ich dräng' in ihr Herz,
Wär' ich die Liebe, — — ich bliebe darin.
Wär' ich ein Traum, ich wollt' in ihren Schlummer ziehn.
Und der Stern und die Rose und die Liebe sein,
Und gern verschwinden wenn sie erwachte. —

Da schrie Minna Stock plötzlich laut auf, — Juliane stellte sich mit ausgebreiteten Armen vor die Schwester, als wolle sie die Geliebte schützen, Lotte streckte unwillkürlich ihre Hände nach dem Knieenden aus, der hastig emporsprang, Dora Stock verschwand hinter dem Umhang des Erkerfensters, und nur die Huber rief mit ihrer unbesiegbaren Keckheit: „aber seit wann ist denn Thauwetter da, liebwerthester Herr Kreissteuereinnehmer?“ —

— In der Thür aber stand, wie eine graue Statue, der Dichter und Kreissteuereinnehmer Christian Felix Weiße. — —

Wehe, wehe, — — sein „Richard der Dritte" lag drüben in Lottens Stübchen wohlverwahrt, — auf dem Tisch aber breiteten sich die gottlosen „Räuber" des Herrn Schiller aus, die Glasharmonika lag daneben, — und mitten in der Stube der stille fleißige Student aus Wunsiedel, über den die Wirthin in den drei Rosen so viel Gutes gesagt, der niemalen den Wirthstöchtern einen Blick geschenkt, den der Herr Pfarrer aus Baireuth dem Herrn Kreissteuereinnehmer so warm empfohlen, — — auf den Knien vor einem jungen Mädchen, — — und noch dazu vor einer Schülerin des Dichters. — —

Es war ganz unmöglich ihn zu übersehen, — selbst nicht für einen sonst so äußerst kurzsichtigen Herrn Kreissteuereinnehmer. —

Wie es den verschiedenen rosigen Evatöchtern gelungen den Erzürnten zu besänftigen, hat Keine von ihnen verrathen, — gewiß ist nur, daß nach diesem verhängnißvollen Tage die Stellvertreterschaft ein für allemal aufhörte, die Mädchen mußten den Winter hindurch Nachmittags in die Wohnung des Herrn Kreissteuereinnehmers gehen,

in die Peterstraße. — Der Dichter hatte dies für das Zweckmäßigste befunden nach einer geheimen Berathung mit den verschiedenen Vätern und Müttern. Das Glatteis hielt die Mädchenfüße auch niemals ab, — pünktlich um 3 Uhr an jedem Sonnabend stellte sich die kleine Schaar ein, und trippelte um 5 Uhr wieder nach Hause. Auf der Treppe stand zu dieser Stunde allezeit eine vermummte Gestalt mit einer gewaltigen Laterne. Der Herr Kreissteuereinnehmer hielt selbigen Verhüllten für den alten Diener Bause's. Hätte er aber gesehen, daß der Unten im Hausflur stand, und bescheidentlich hinterdrein schritt, während der Laternenträger mitten unter den Mädchen stolz einherging, und unaufhörlich Rede stehen mußte auf allerlei Kreuz- und Querfragen, und die kleine Königin gar am Arme führen durfte, — so hätte ihm Solches gewiß viel Kopfzerbrechen gemacht. — —

Den abscheulichen Studenten aus Wunsiedel sah er nur noch zuweilen auf der Straße, und da gab es ihm jedesmal einen Stich durch's Herz. Ja, er dankte ihm nicht einmal, wenn der junge Mensch vor ihm sein Käpplein zog, so bitterböse war er auf ihn. — Es ärgerte ihn nur, daß der Kupferstecher Bause den Unverschämten nicht auch in den Bann gethan,

vielmehr demselben wohl gar noch erlaubte frei aus und einzugehen bei ihm — und Stocks und Hubers waren solchem Beispiel gefolgt. Am Weihnachtsabend hatte man sogar, wie ihm die Wirthin zu den drei Rosen erzählte, ganze Körbe voll Sachen in das Dachkämmerchen heraufgeschleppt, — Christian Felix Weiße begriff nicht die Verblendung der Eltern seiner Lämmerschaar. — Jener Wolf aus dem alten Märchen war noch ein zahmer Schooßhund gegen den Studenten aus Wunsiedel, — der hatte doch nur das kleine Rothkäppchen und seine Großmutter verzehrt, dieser da zeigte aber Appetit nach den hübschesten jungen Mädchen einer ganzen Stadt. —

Aus dem konnte sein Lebtag nichts Ordentliches werden, das hätte der Herr Kreissteuereinnehmer dem falschen Burschen Schwarz auf Weiß geben wollen. —

Was konnte eigentlich auch aus solch' einem unbekannten Städtchen, Wunsiedel benannt, Gutes kommen? Da im dunkeln Fichtelgebirge lebte doch gewiß nur eine ganz gottvergessene Bande, zu deren Augen sicher noch kein einziges Buch des Christian Felix Weiße gedrungen. —

Hätte er gar gewußt, daß sein Liebling, die

Lotte Bause, ein kleines Blättchen, das die Hand des Studenten aus Wunsiedel beschrieben, vom Morgen bis zum Abend auf ihrem Herzen trug!! — Sie hatte es ja an ihrer Glasharmonika eines Tages gefunden. —

Es enthielt die Worte: „O Musik, Du schlägst die zerlaufenden Wellen der Ewigkeit an das Herz der Menschen die am dunkeln Ufer stehen und sich hinüber sehnen. Bist Du das Abendwehen aus diesem Leben oder die Morgenluft aus jenem?" —

Wie tausend Mal sie über die Lösung dieser Worte nachsann, die schöne Lotte, — — und dabei an den dachte der diese Frage gethan! —

Schon wenige Wochen nach dem Christfest verließ aber der Student aus Wunsiedel aus heimlicher bitterer Armuth die theure Universität Leipzig um sich nach Hof zu wenden. — Er nahm Abschied von den jungen Mädchen, deren Jede im Grunde ihn lieber bleiben denn gehen gesehen. Eine Jede steckte denn auch dem ehemaligen Stellvertreter des Herrn Kreissteuereinnehmers heimlich noch ein Angedenken zu, das sie eigenhändig gearbeitet. — Da aber Keine der Andern davon gesagt, geschah es, daß der Johann Paul Friedrich Richter

nicht weniger als vier Tabaksbeutel, mit schnäbelnden Tauben bestickt, in seinen Mantelsack packte. — Nur Lotte Bause hatte ihm Nichts gearbeitet, aber als er vor ihr stand, um ihr das schwere letzte Lebewohl zu sagen, — flüsterte sie: „ich verlange nun nicht mehr den Friedrich Schiller zu sehen, da Ihr mir begegnet. — Gedenket aber meiner, wenn sie Euch preisen, — ich war es doch die zuerst in Euch den Dichter hervorlockte. Ist's nicht so? — Und nun geht hinüber zum Vater und nehmt Abschied von ihm, und dann tretet noch einen Augenblick herein, — ich will Euch meinen Scheidegruß besser sagen als ich's in Worten kann." —

Der berühmte Kupferstecher arbeitete eben an den Köpfen der Niobe und ihrer sterbenden Tochter, — die kleine Juliane stand neben ihm. — Als der Student eintrat, rief sie ihn heiter heran und auf die Platte zeigend sagte sie: „seht her, — ist's nicht schön?" —

— Aber der junge Mann wich todtenbleich einen Schritt zurück und murmelte mit erlöschender Stimme: — —, „Das sterbende Mädchen da ist ja das Bildniß Eurer Lotte, — — wie könnt Ihr denn Solches nachstechen?!" — —

Und ehe Vater und Tochter sich von ihrem Staunen über diese Worte erholt, klang und sang es herüber wie vielstimmiger Geistergruß: — Lotte spielte die Glasharmonika.

— Aber der Student aus Wunsiedel hatte nicht mehr die Kraft noch einmal vor die geliebte Gestalt hinzutreten mit seinem schmerzbelasteten ahnungsschweren Herzen. — —

Er stürzte fort, — hinaus auf die Straße, — und lief denn auch nach wenigen Schritten mitten in einen Haufen von Thomasschülern hinein, die vor einem Hause standen allwo eben Einer heimgegangen, und die nun sangen:

„So lasset uns den Leib begraben." — —

Das war ein traurig Scheiden. — Und droben in dem Stübchen bei Bause's lag die Lotte in tiefer Ohnmacht. —

Kaum zwei Monat später, am 18. März des Jahres 1785, begrub man in Leipzig die schöne Charlotte Bause. —

Die Schüler sangen wieder:

„So lasset uns den Leib begraben." —

Die Stadt trauerte mit den trostlosen Eltern

und der verzweifelnden Schwester. — Nach kurzer, anscheinend gefahrloser, Krankheit war sie lächelnd dahin gegangen, von wannen keine Wiederkehr. — — — Ob wohl jene drei Herzenswünsche die sie an jenem Abend den Freundinnen scherzend verrathen, — in Erfüllung gegangen waren?

— Die Dora Stock hat aber ihr Wort gehalten und den Friedrich Schiller, der am 2. April in Leipzig ankam, zur Freundin geführt, wie sie damals gelobt, freilich mit tausend Thränen. —

Auf den Johanniskirchhof gingen sie miteinander, und dort legte der Dichter einen Strauß von Frühlingsblumen auf den Hügel der Schlummernden. —

Zu derselben Stunde aber saß Einer viele Meilen weit zu Hof in einer kalten Kammer, und hatte eben die Feder niedergelegt und viele beschriebene Blätter zurückgeschoben. —

„Ob Du mit dieser meiner Arbeit wohl zufrieden gewesen wärest, die ich im Gedanken an Dich schrieb, Du schöne, liebe Lotte?" fragte er leise. —

Das Manuscript aber trug die Ueberschrift:

„Der Tod eines Engels." —

Der Herr Kreissteuereinnehmer hat's noch erlebt, daß aus dem Studenten aus Wunsiedel der hochgefeierte Dichter Jean Paul wurde, — er hat sich aber in seinem ganzen langen Leben über Nichts so sehr verwundert als über eben dieses.

Der wundersüße Ton der Glasharmonika der schönen Charlotte Bause, der zuerst den Jüngling zu einem poetischen Erguß getrieben, muß wohl dem Johann Paul Friedrich Richter sein Lebenlang im Herzen nachgeklungen sein. Wer nämlich recht zu hören versteht, der kann seine zitterden Schwingungen in den herrlichsten seiner Dichtungen ganz deutlich vernehmen. —

Eine Wette.

Scizzenblatt.

Motto: „Souvent femme varie
Bien fou qui s'en fie —."

Henry IV.

Das glänzende Souper, das der Marquis de Breteuil am 15. September des Jahres 1725 seinen Freunden gab, war vorüber. Die Kerzen brannten trüber, die Blumenketten hingen welk an den Wänden, die späten Rosen die in üppigster Fülle, als wäre es eben Rosenzeit, in den Silbervasen auf der Tafel blühten, ließen ihre Blätter fallen. Durch die geöffneten Fenster, zwischen den rothen Seidenumhängen hindurch, stahlen sich dann und wann auffallend kühle Lüftchen, an den nahen Morgen mahnend. Manche der jungen und älteren Cavaliere waren auch bereits in Begleitung ihrer Diener aufgebrochen, — Andere saßen oder lagen noch in zwanglosen Gruppen umher, in Eis gekühlten Sorbet schlürfend, den Niemand so köstlich zu bereiten verstand als der türkische Diener des Marquis. Die erhitzten Gesichter, die leuchtenden Augen, die ungewöhnliche Lebhaftigkeit der Unter-

haltung verriethen zur Genüge, daß man in dem Hotel Breteuil wieder — wie schon so manches Mal — eine üppige Nacht gefeiert, an der reich besetzten Tafel eines liebenswürdigen Wirthes, dessen Freigebigkeit von keiner Hausfrau in Schranken gehalten wurde, denn der elegante, jetzt sechzigjährige, Marquis de Breteuil war unvermählt. Man sagte ihm nach daß er in seiner Jugend einmal, ein Jahr lang, der begünstigte Anbeter der schönsten Frau aller Zeiten, der berühmten Ninon de L'Enclos gewesen, und seitdem keine Frau für würdig befunden habe, den von ihr verlassenen Thron seines Herzens einzunehmen. Er hätte aber auch seit Jahren keine Zeit mehr gefunden, die Rolle eines Ehemanns zu übernehmen und mit Glück durchzuführen, da seine verschiedenen alten und neuen Freunde ihm so viel zu schaffen machten, daß ihm kaum für sich selbst einige Muße blieb. Breteuil war Rathgeber, Helfer, Vertrauter, Vater, Bruder, Sohn, wie es eben Noth that, und wurde seiner seltenen Treue und Verschwiegenheit, Uneigennützigkeit und Offenheit wegen von Allen geliebt. Es war nicht sonderlich leicht bei ihm sich einzuführen, öffnete er aber einem Manne sein Haus, so war dies zugleich ein Zeichen, daß ihm auch

Herz und — Beutel des Besitzers fortan offen stehen solle. Wer den Titel „Freund“ von ihm zu erringen Hoffnung hegen konnte, mußte nämlich zunächst irgend eine hervorstechende Eigenschaft oder einen Namen haben, — irgend ein Etwas das ihn, im Guten oder im Bösen, von der großen Menge unterschied, gleichviel ob dies eine Kunstfertigkeit, ein Talent, Geist, Schönheit oder Häßlichkeit und etwas Bosheit war. — Deshalb boten jene Soupers, die er so häufig veranstaltete und von deren Ueppigkeit man selbst in dem großen Paris viel redete, allezeit ein interessantes Gemisch von Persönlichkeiten und waren und blieben von Anfang bis zu Ende wundersam anregend. Es fanden sich dort die verschiedensten Elemente zusammen, die sich gegenseitig anzogen, abstießen, wechselweise bekämpften und verbündeten, wodurch eine fortwährende Fluth der Unterhaltung hervorgebracht wurde, die keine Ebbe zuließ. — „Es bedarf der Frauen nicht um das Leben zu genießen, und es giebt wenige, vielleicht keine Frauen mehr, die uns dasselbe im höheren Sinne genießbar zu machen verstehen, seit das großherzigste, geistvollste, schönste Weib die Erde verlassen,“ — pflegte der Marquis zu sagen. „Aber die Männer müssen bei

ihren Gelagen äußerlich und innerlich so kokette Toilette machen, als ob die reizensten Frauen zugegen, — darin liegt das Geheimniß einer edleren Art der Unterhaltung unter den Männern. Und nicht nur Freunde, sondern Feinde muß man an einer glänzenden Tafel zu vereinigen suchen. Das allein giebt eine pikante Richtung des Gesprächs."

Heute saß der liebenswürdige, heitere Wirth selbst nur noch mit einigen Wenigen an dem unteren Ende der Tafel. Sein noch immer hübsches Gesicht mit der ernsten Stirn und dem lächelnden Munde, neigte sich eben dem alten geistvollen Fontenelle zu, er flüsterte mit ihm einen Moment, dann hoben Beide die Pokale und ließen sie aneinander klingen.

„Wem galt dieser Trunk und heimliche Spruch, Marquis?" fragte ein junger Mann von auffallender Schönheit.

„Er galt der Frau aller Frauen, mein lieber Gouverné, ihr, die wir allein geliebt, mein berühmter Freund und ich, — Ihr wißt es: Ninon de L'Enclos."

„Laßt Euch doch die Geschichte erzählen von dieser Liebe, Arouet Voltaire," rief der König der Geiger,

Jean Pierre Guignon, einem Manne von kleiner Gestalt zu, die fast in ihrer Umhüllung von Sammet und Spitzen verschwand, „wer weiß, ob Ihr nicht ein prächtiges Gedicht daraus machen könntet!“

„Arouet hütet sich vor Gedichten seit dem Tode unseres großen Ludwig: er weiß, daß Verse in die Bastille bringen können. Und dort lebt sich's nicht so anmuthig wie in dem Hotel Breteuil — ist's nicht so, Voltaire?“

Der Altsänger Zeliotto war es, der eben gesprochen, der beliebte Componist kecker reizender Chansons.

„Nicht alle Verse verhelfen ihrem Verfasser so schnell zum Ruhme, denn dies boshafte Gedicht auf den todten König,“ lächelte der Abbé Laborde, der elegante Weltgeistliche.

„Ich wette, Mancher würde für solch' frühen Lorbeerkranz mit Freuden ein Bewohner der Bastille, wie der neue Märtyrer Voltaire!“

„Ich hoffe, Ihr traut mir zu, daß ich auch ohne die Strafe der Bastille zu einigem Ruhme gelangt wäre,“ rief jetzt der Angeredete mit scharfer Stimme. „In zehn Jahren lade ich Euch Alle bei mir zu Gaste und ich denke, es wird dann für Jeden

von Euch Allen eine Ehre sein, bei Arouet Voltaire zu speisen."

„Und ich gebe dann ein Fest zu dem ich alle meine Geliebten einlade, die ich bis dahin gehabt!" lachte de Gouverné, „und Voltaire würde vielleicht seinen bis dahin errungenen Ruhm mit Entzücken eintauschen gegen das Glück, solch' eine lebendige Schönheitsgalerie beischaffen zu können."

„Und was hindert mich sie noch nebenbei aufzustellen?" fragte der junge Voltaire, und seine Augen schossen Blitze.

„Weil Ihr Alles haben werdet — wie ich glaube, nur eben Eines nicht: Glück bei den Frauen!"

„Warum nicht? erlaubt mir zu fragen, vielleicht etwa weil ich kein junger Apoll bin wie Ihr. Mein theurer Gouverné, die Frauen sind wunderlich, sie lieben auf der Welt nichts heftiger als den Wechsel. Wenn Euer schönes Gesicht einmal auf einen Tag häßlich zu werden vermöchte, wenn Ihr nur einmal statt lächelnd und triumphirend, kummervoll und verzweifelt aussehen könntet, wenn Euren Lippen statt der süßen Reden zuweilen Bitterkeiten entströmten: — dann würde ich Euch keine Wette anzubieten wagen wie die, welche ich im Sinne

trage — so aber thue ich's kecklich, trotz meines unschönen Gesichts und meiner unscheinbaren Gestalt."

„Welche Wette — was ist's, was meint Ihr, Voltaire?" rief man durcheinander.

„Nun, der häßliche Arouet Voltaire bietet dem schönen Aimé de Gouverné die Wette an, ihm mehr denn eine seiner reizendsten Geliebten abwendig zu machen — und zwar gerade die, auf deren Treue er am Festesten baut."

„Gouverné hütet Euch, Arouet Voltaire kann Alles was er will!" flüsterte der junge Violinspieler Le Duc, dessen Geige man „le rossigno" nannte.

„Ce petit singe — que me veut-il?" warf der Apoll unter den Cavalieren übermüthig hin. „Ich nehme die Wette sonder Bedenken an," setzte er laut hinzu. „Bei wem wollt Ihr Euer Heil versuchen, Voltaire?"

Der Angeredete hatte wohl auch jenes leise Wort des schönen Cavaliers gehört, denn seine Lippen preßten sich plötzlich wie in Zorn und Schmerz zusammen, und eine dunkle Röthe flog über seine Stirn. Doch zögerte er eine Weile, um

dann völlig ruhig zu antworten: „nennt mir die Namen Eurer Bevorzugten, ich bitte."

„Laßt mich nachdenken! Da wäre zuerst die Königin meines Herzens, die bezaubernde Nichte unseres Wirthes, Madame du Chatelet, Emilie Tonnelier de Breteuil, sodann die elegante Marquise Du Deffaut, die kleine Schauspielerin Goussin, die allerliebste Tänzerin Petitpas — die hübsche —"

„Haltet ein, mir schwindelt! Noch eine Frage. Schließt Ihr auch Eure eigene Frau ein in diese Erlaubniß?"

Gouverné stutzte. „Wer sagte Euch, daß ich verheirathet?"

„Der schöne Gouverné ist viel zu bekannt, als daß eine seiner Handlungen verborgen bleiben könnte, also selbst nicht eine so geringfügige als eine Trauung," lautete die spöttische Antwort. „Man weiß natürlich auch daß Ihr die Frau, der die Ehre zu Theil geworden den Namen de Gouverné zu tragen, nicht sonderlich freundlich einquartirt habt und nicht allzubesorgt seid, ihr Vergnügen und Zerstreuung zu verschaffen. Ihr laßt sie viel allein, und die Rue de Bourgogne ist kein Aufenthalt für eine junge lebenslustige Frau."

„Nein, wohl aber für eine kleine, kindische Prüde

wie meine gute Marguerite. Die Schwestern vom Herzen Jesu haben ihr so viel Frömmigkeit und Weltscheu in den Kopf gesetzt, daß ich nichts mit ihr anzufangen weiß. Ich führte sie der Marquise Du Deffaut zu — mehr kann ich nicht für sie thun. Leider ist die arme Kleine in mich verliebt!"

„Wie unklug einen Gouverné zu lieben!" scherzte Breteuil. „Aber sagt, ist sie häßlich? Als Ihr mir, vor einem Jahre etwa, von Eurer Verheirathung geredet, habt Ihr vergessen mir zu sagen, ob diese kleine reiche Cousine aus der Provinz, die Euch Euer Oheim zugeführt weil er wußte, daß Ihr Geld, viel Geld braucht, hübsch sei oder nicht. Wäre sie häßlich, so würde es ihr freilich schwerlich gelingen, Euch ein Wenig zu bekehren, und Solches würde für Euch doch gar gut sein!"

„Mich bekehren — mit den Manieren einer Frau, die in der Provinz aufgewachsen, mit dem Augenaufschlag einer Nonne und der Scheu eines Kindes, mich, Aimé de Gouverné?! Häßlich ist sie nicht, aber sie ist nur eben keine Frau für mich, Marguerite sei also in die Wette mit eingeschlossen — aber ich sage Euch im Voraus, daß es dem Erzengel Michael selber nicht gelingen würde, sie mir abtrünnig zu machen."

„Einem klugen Teufelchen fällt manche arme Seele zu, um die sich ein Engel vergebens mühte," rief der Abbé.

„So schlagt ein," sagte Voltaire." „Ihr Alle seid Zeugen daß der Kampf ein ehrlicher. Hier meine Hand, Aimé de Gouverné." Die beiden Männer reichten sich die Hände.

„Wie lange Frist bewilligt Ihr mir, um Euch die Beweise beizuschaffen, daß es mir gelang, Euch bei dreien Eurer bezaubernden Freundinnen zu verdrängen ?"

„Ein Jahr !"

„Pah! So viel Zeit brauche ich nicht, gewährt mir sechs Monate und gelobt mir, in dieser Zeit keinem meiner Schritte nachzuspüren."

Die Zuhörer dieses seltsamen Vertrages brachen in ein Gelächter aus. Der schöne Gouverné spielte lächelnd mit den Spitzen seines zierlichen Bartes, dann sagte er: „ich verspreche es Euch, es sei wie Ihr gewünscht habt, also in sechs Monaten wird die Wette entschieden sein."

„Wenn ich gewinne, so tretet Ihr mir, selbstverständlich, Eure Rechte an Jene ab die mir unter den Auserwählten am Besten gefällt. Gewinnt Ihr, so gebe ich Euch ein glänzendes Fest —"

„Und ein Gedicht auf mich dazu!“

„Gut. Ich bin mit Eurem Vorschlage zufrieden. Am fünfundzwanzigsten also feiern wir —“

„Eure oder meine Niederlage, Arouet Voltaire.“

„Und morgen dürften wir vielleicht eine allgemeine Niederlage erleben,“ rief jetzt Breteuil. „In dem neuen Ballet unseres berühmten Lallande, das er „die Elemente“ benannt hat, tritt die kleine Camargo, die Schülerin der Prevot, als „Feuer“ auf. Das funfzehnjährige Geschöpf soll entzückend sein. Sie wird uns Alle verbrennen!“

„Sie läßt sich nach dem Theater hoffentlich in der Nähe bewundern, ohne Zweifel besucht sie den Salon der Chateauneuf-Duclos,“ sagte Voltaire. „Wir treffen uns doch Alle bei ihr?“

„So gewiß als es jetzt Zeit ist aufzubrechen,“ antwortete Fontenelle und erhob sich.

Der hübsche Salon der ehemals vielgefeierten Schauspielerin Chateauneuf-Duclos hatte sich mit einer interessanten Gesellschaft gefüllt, die aus dem

Theater kommend noch den vollen Enthusiasmus, der die heutige Vorstellung wach gerufen, der lebhaften Matrone zutrug. Die Duclos, durch ein Fußleiden an ihr Zimmer gefesselt, saß in einem großen Fauteuil und ließ sich von jedem Neuangekommenen wiederholen, wie prächtig das Ballet Lallande's, wie glänzend die Decorationen, wie zauberhaft die Verwandlungen, wie frisch und köstlich die Musik, und wie über die Maßen reizend die Tänzerinnen.

„Ist die kleine Camargo wirklich auf dem Wege eine Nebenbuhlerin unserer Petitpas zu werden?" fragte die Duclos.

„Sie ist schon die Nebenbuhlerin dieser blonden schönen Kokette," antwortete der Marquis de Breteuil, der sich ein Tabouret neben den Sessel seiner Freundin gezogen. „Ich sah in meinem Leben nur bei einer Frau diese hinreißende Grazie der Bewegung —"

„Ungalanter Mann!" fiel hier die Duclos ein, und schlug mit dem Fächer nach ihm, „immer und immer wieder diese Eine, die uns Alle überstrahlte Ihr müßtet doch wissen, daß keine Frau der Welt, und wäre sie noch so alt, eine Andere gern preisen hört — selbst wenn diese Eine im Grabe schliefe.

Wir sind Alle in unserer Jugend so bitter eifersüchtig gewesen auf die Ninon, daß man uns wenigstens in unserm Alter Ruhe gönnen sollte vor ihr."

„Ich rede von Ninon nur in Gegenwart solcher Frauen, die klug, schön und liebenswürdig genug waren, um keine Nebenbuhlerschaft fürchten zu müssen."

„Schmeichler! Still davon. Also die kleine Camargo ist hübsch?"

„Fragt den kleinen Dichter dort, liebenswürdigste Freundin, er wird ihre Schönheit sofort besingen, denn er ließ kein Auge von der jungen Fee."

„Sie war das wahrhafte und wirkliche Feuer, sie hat uns Alle verbrannt," scherzte Voltaire. „Wird sie nicht hierher kommen?"

„Hoffentlich führt ihre Lehrerin sie mir zu, wenn das Kind nicht zu müde ist. Was fehlt aber unserem schönen Gouverné? Er schaut so schwermüthig darein und das Lachen steht ihm doch viel besser. Ist er schon von der Camargo gefangen?"

„Wie von jeder reizenden Frauengestalt. Aber das macht ihn nicht traurig — die Wette mit Voltaire ist es, die ihn quält!" flüsterte Zeliotto und

eilte in dem nächsten Augenblick der Sängerin Antrier entgegen, die eben eingetreten war. Die gefeierte Marie schritt mit einem majestätischen Gruß, der trefflich zu der königlichen Art ihrer Schönheit paßte, an den Männern vorüber, um sich neben der Wirthin niederzulassen.

„Hört zu, mon enfant," sagte die Duclos, „Voltaire erzählt mir eben die köstliche Geschichte einer Wette. Aber neigt Euren Kopf ein Wenig, der Schelm darf nicht laut reden, drüben steht sein jüngster Feind, der schöne Gouverné, der würde sich seine boshaften Reden nicht gefallen lassen und die unterhaltende Erzählung unterbrechen. Arouets Bosheiten hören sich nun einmal, Ihr wißt es ja, Marie, gar zu hübsch an."

Und während Voltaire erzählte und die Frauen lachten, füllte sich der Salon und das Nebengemach immer mehr, und das Schwirren und Plaudern wurde von Minute zu Minute lebhafter. Plötzlich verstummte Alles, selbst Voltaire hielt inne, die Antrier erhob sich, und die Duclos streckte ihre Hände aus mit dem zärtlichen Rufe: „Ihr seid es, meine theure Adrienne, wie lange ist es, daß ich Euch nicht sah!"

Zwei reizende Frauengestalten waren erschienen.

Die Größere von Beiden näherte sich raschen Schrittes dem Platze der Schauspielerin, es war Adrienne Lecouvreur, während die Kleinere, Madelaine Gouffin in zwei Sätzen heransprang, sich der Duclos in die Arme warf und dann davon eilte, die Huldigungen der Männerwelt entgegenzunehmen.

Adrienne Lecouvreur, die berühmte Geliebte des Marschalls von Sachsen, die viel gefeierte und viel beneidete Königin der Bühne, stand damals bereits im fünfunddreißigsten Jahre. Von ihrer Schönheit war vielleicht der erste Schmelz hinweggeweht, aber sie war noch immer siegend. Die prächtige Gestalt, in der Robe von himmelblauem silbergesticktem Brocat, bewegte sich mit einer unnachahmlichen Grazie und Hoheit. Arme und Hände der Lecouvreur waren das Entzücken aller malenden und bildenden Künstler von ganz Paris, — die Umrisse ihrer Schultern und Büste schienen tadellos, das Gesicht von edlem Schnitt und wundervoll wechselndem Ausdruck war bleich, die dunkelblauen Augen mit den langen schwarzen Wimpern, unwiderstehlich in ihrem Funkeln wie in ihrem Schmachten. Und doch war der Ton ihrer Stimme hinreißender als alle ihre Reize, kein Herz blieb ungerührt bei den Accenten der Leidenschaft oder Zärtlichkeit, Freude oder Trauer,

wie sie von den Lippen Adriennes strömten. Sie sprach so lieblich jetzt mit der fast mütterlichen Freundin, sie hörte so anmuthig zu, sie vertheidigte sich so einfach demüthig gegen jene Fluth zärtlicher Vorwürfe, mit der die Duclos sie überschüttete, ihres seltenen Kommens wegen. Endlich hob sie die Augen langsam auf und seufzte leise, — in diesem Blick und Seufzer lag aber eine Geschichte, und die alte Frau hatte zu lange in der heißen Wüste der Welt gelebt, um nicht diese Geschichte zu verstehn. — Sie drückte ihr die Hand, und nun erst warf die Lecouvreur ein klein Wenig den Kopf zurück, und schaute um sich mit der Miene einer Königin, die jetzt gebietet: ich will Eure Huldigungen empfangen. Und sie kamen herbei auf dies Zeichen, Jung und Alt, und mühten sich ein Wort, ein Lächeln zu erbeuten, bis sie denn endlich jenen kleinen Kreis von Männern um sich versammelte, deren Unterhaltung sie sich vorzugsweise gern hinzugeben schien, und denen sie auch das Recht eingeräumt, in ihrem eignen Salon an bestimmten Tagen zu erscheinen. — Der alte Fontenelle und der liebenswürdige Breteuil, hatten die Ehrenplätze an ihrer Seite erhalten, der Abbé Laborde saß ihr gegenüber und neben ihm konnte man den kleinen

Arouet Voltaire bemerken, dessen unschönes Gesicht in diesem Augenblick von Begeisterung strahlte, und dessen schmale Lippen Blitze des Witzes und Scherzes nach allen Seiten hin versandten.

Drüben, am andern Ende des Salons, hatte sich eine andere Gruppe von Männern und jungen Frauen gebildet, deren leuchtender Mittelpunkt die kleine Madelaine Gouffin war, die jüngste, aber, nach der Lecouvreur, die gefeiertste aller Schauspielerinnen. Reizende Frauen saßen in ihrer Nähe, anerkannte Schönheiten, und doch hatten alle Männer nur Augen für sie allein. Der allerliebste Mund plauderte unaufhörlich, und es war unmöglich anmuthiger zu plaudern, das unregelmäßige wenn auch feine Gesicht strahlte von Frohsinn und Geist. Die Feindinnen der Gouffin, und welche hübsche Frau hätte deren Keine, behaupteten, die Nase Madelaine's sei zu keck, ihre Stirn zu breit, ihre Lippen zu voll, und ihren großen schwarzen Augen sagte man nach, daß sie es darauf anlegten, die Männerwelt zu verzaubern, durch die Fülle von Schalkhaftigkeit und Koketterie, die in ihnen auf- und niederwogte. Trotz ihrer Jugend wechselte sie ihre Liebhaber so schnell und gern wie ihre Kleider, und als ihr die Lecouvreur einst Vor-

würfe machte über ihre Unbeständigkeit und den großen Kreis ihrer Bevorzugten, antwortete sie mit ihrem entzückendem Lächeln: „Que voulez vous? Cela leur fait tant de plaisir et à moi si peu de peine!“

Sie erschien heut ganz besonders bezaubernd, als ob es gälte eine Nebenbuhlerin zu besiegen, ganz in rosenrothen bauschigen Seidenstoff gekleidet, auf der Spitze des gepuderten Toupées ein Schäferhütchen mit Rosen, die kleinen Füße selbst in rosenrothen Schuhen mit silbernen Schnallen. Diese Füße waren der Stolz Madelaine's, und sie versäumte nie dieselben zum Entzücken und zur Verzweiflung ihrer Anbeter in der kokettesten Weise in das vortheilhafteste Licht zu stellen.

„Ihr habt Recht, die Camargo ist reizend!“ rief sie eben, „aber sie hat zu große Füße!“

„Sie hat winzige Füße, sie scheinen nur groß neben dem Fuß einer Madelaine Goussin,“ rief Gouverné, und ein junger Marquis warf sich auf ein Knie, um die Spitze eines tadellosen Füßchens ehrfurchtsvoll zu küssen, das auf einem Sammetkissen aller Welt zur Bewunderung dazuliegen schien.

„Da kommt sie selbst mit ihrer Lehrerin, unserer berühmten Prevot!“ sagte le Duc, „und die

Petitpas, der hübsche Luftgeist, schwebt auch herein, am Arme ihres Vielgetreuen, des stattlichen Capitains."

„Hierher, Valerie!" winkte die Goussin lebhaft, und die blonde Tänzerin flog herbei, umarmte die Freundin, und kniete dann in einer wohlberechneten, aber bezaubernd nachlässig erscheinenden Stellung, auf einem Tabouret an der Seite der jungen Schauspielerin nieder. Beide bemühten sich nun, zwei gefährliche Verbündete, mit Hilfe ihres köstlichsten Lächelns, ihrer glühendsten Blicke, ihres brillantesten Geplauders die Aufmerksamkeit der Männerwelt von jenem bleichen großäugigen Kinde abzuziehen, das an der Seite der ehemals berühmten Tänzerin eingetreten war, und es gelang ihnen in der That fast vollständig. — Nur der schöne Gouverné wurde zerstreut, rückte unruhig hin und her, stand auf, näherte sich allmählich der Prevot, und kehrte, hinter den Sessel eines jungen Kindes gebannt das vor kaum vierundzwanzig Stunden noch Niemand kannte, nicht wieder in den eben verlassenen Zauberkreis zurück. —

Die beiden Tänzerinnen, die sich heute in die Lorbeern der Bewunderung theilten, hatten sich nach Beendigung des Ballets eben nur Zeit genommen

ihre fantastischen Anzüge mit einer Gesellschafts-toilette zu vertauschen. Das reiche blonde Haar der Petitpas, jener Schlosserstochter, die durch ihre Schönheit und Grazie die Vornehmsten zu ihren zierlichen Füßen sah, war noch nicht wieder ge-pudert, nur lose heraufgenommen, was dem blühen-den Gesicht vortrefflich stand. Sie wechselte von Zeit zu Zeit einen schmachtenden Blick mit jenem jungen Capitain der Königsgarde, von dem Jeder-mann sagte, daß er ihr leidenschaftlicher und treuer ergeben als seinem Könige selbst. — Die junge Ca-margo trug kurzes Haar, dessen Spitzen sich lockten. In kindlicher Weise hinter die kleinen Ohren zurückge-strichen, ließ es ein Antlitz frei auf dem die erste Jugend, im Verein mit einer wunderbar geistigen Schönheit, eine unbeschreibliche Wirkung hervor-bringen mußte auf jeden Beschauer. Die Gestalt war noch zart, fast zu zart, von elfenhafter Leich-tigkeit der Bewegungen, ihre Grazie die unbewußte, keusche eines Kindes. Die dunklen Augen schienen eine Welt von Räthseln zu verschleiern. Die Ca-margo trug ein Kleid von weißem Seidenstoff und an der Brust einige Granatblüthen. Als sie, an-muthig sich verneigend, das Gewand ein wenig hob, wurden die Schuhe sichtbar, in denen sie als Feuer-

geist vor wenigen Stunden getanzt, sie waren von rother Seide mit Flittern gestickt. Madelaine Gouſſin, zieh sie zurück deine niedlichen Füße, hier wirst Du besiegt: — die Füße der Camargo waren nicht minder klein, aber ungleich vollkommener im Bau denn die Füße der Schauspielerin. Noch war dies fünfzehnjährige Kind ein Stern, aber gar Mancher ahnete schon, daß sie dereinst eine Sonne werden würde, die blendendste gefeiertste Tänzerin der Welt.

„Gönnt der Kleinen ein Plätzchen in Eurer Nähe, theure Duclos," flüsterte die Prevot, „sie war so müde, daß nur die Aussicht Euch, und — Adrienne Lecouvreur, zu sehen sie bewegen konnte Euren Salon zu besuchen. Ich fürchte, sie ist schwächlich, sie wird nicht lange tanzen, sie hat zu viel Seele, zu viel Feuer — ein merkwürdiges Kind, und von bewunderungswürdiger Gelehrigkeit."

„Und in der besten Schule!" erwiederte die Duclos. „Erzieht eine zweite Prevot aus Eurer Schülerin und die Nachwelt, wie die Mitwelt, wird Euch danken. Doch seht, Adrienne redet mit ihr, sie ist die Güte selbst, diese Adrienne; auch Breteuil sagt ihr keine kleinen Artigkeiten. Da läßt sich eben der Schelm Voltaire dem Kinde vorstellen, nun sorgt

Bayerische Staatsbibliothek München

Euch nicht mehr um Eure Schülerin, jetzt wird sie ihre Müdigkeit vergessen!"

Später, als das einfache Mahl aufgetragen war, und man sich in das Speisezimmer begab, war es der schöne Gouverné, dem es gelang die junge Camargo zur Tafel zu geleiten. Das war der Lohn seines langen Schweigens und geduldigen Harrens hinter dem Sessel der Kleinen; wenn der abscheuliche Voltaire redete, gab es ja nie eine Pause ein Wort einzuschieben. Das war ein ununterbrochenes Feuerwerk, ein Wortgefecht ohne Ende, an dem sich nur geübte Zungen betheiligen konnten. Aimé de Gouverné sah aus wie ein Gott des Sieges als er den Stern des Abends an seinem Arme führte, und seine Schönheit war vielleicht nie strahlender gewesen als in diesem Augenblick. Zu seiner Freude war auch der Platz an der andern Seite seiner jungen Erwählten von dem Anbeter der Petitpas eingenommen, der sich, aus Furcht der Geliebten zu mißfallen, weder mit einem Wort noch Blick um ihre Nebenbuhlerin kümmerte. Die Tafel selbst war zu breit als daß ein Gespräch möglich geworden mit einem Gegenübersitzenden, man sah sich nur zwischen Kerzen und Blumen hindurch, — und so gehörte die Ca-

margo dem glücklichen Gouverné ganz allein. Helles Licht fiel auf ihre Alabasterstirn und verklärte die reinen Formen des unschuldigen Angesichts, — der junge Mann konnte sich nicht satt sehen an ihr.

Während die Speisen herumgereicht wurden, begann er sie mit zierlichen und süßen Reden zu überschütten, und beim Dessert, als der Wein in den Gläsern funkelte, die Trinksprüche lauter wurden und Jeder in zwangloser Weise mit der Dame seines Herzens redete, und Scherz und Lachen frei um die Tafelrunde schwebte, da stieg auch die Fluth der Galanterien des schönen Aimé. Es kümmerte ihn Wenig daß er nur einsilbige Antworten erhielt, er fühlte, daß er den Augenblick benutzen müsse. Wie heiter schien Alles ringsumher — selbst die Wolke der Schwermuth, die fast allezeit die Stirn der bezaubernden Adrienne Lecouvreur beschattete, war verschwunden, — die kleine Goussin warf ihre Freundin mit Mandeln, der boshafte Voltaire saß am andern Ende der Tafel und ließ sich von den Augen der Antrier versengen, und Fontenelle redete mit dem glückseligsten Lächeln mit der liebenswürdigen Wirthin von den vergangenen Tagen seiner Jugend, während Breteuil einer schönen jungen Frau leise flüsternd die so gern erzählte Geschichte seiner

kurzen berauschenden Liebe zu Ninon vortrug. Es war so schön davon reden zu können, — noch schöner vielleicht, so dabei angeblickt und — bemitleidet zu werden!

Gouverné fühlte sich fortgerissen, er redete immer feuriger, die Pausen zwischen seinen Sätzen wurden immer kürzer, er enthüllte ohne Rückhalt der kleinen Camargo die Gluthen seines leicht entzündbaren Herzens. Er schaute sie nach diesem letzten entscheidenden Geständniß so zärtlich an: — sie hatte sich zurückgelehnt in ihren Sessel, ihre Augen waren gesenkt, eine reizende Röthe färbte ihre Wangen, die langen Wimpern berührten sie fast. Dann und wann hob ein tiefer Seufzer die junge Brust, — wie schade, daß das Kind so scheu und stumm war, — und doch entzückte ihren Anbeter diese Schüchternheit. Aber einen Blick, einen einzigen Augenaufschlag hätte sie ihm doch gönnen können; — er neigte sich forschend herab zu ihr. Da traf plötzlich die scharfe Stimme der Prevot das Ohr des Entflammten.

„Ich bitte Euch, lieber Gouverné," rief sie ihm zu, „nennt doch meine Kleine einmal recht laut bei ihrem Namen, Anaïs Camargo, und verzeiht ihr, — das arme Ding ist eingeschlafen!"

An dem Gitter des lustig brennenden Kaminfeuers, denn der Abend war kalt und regnerisch, saßen etwa einen Monat nach jener Aufführung des Lallandeschen Ballets, drei junge Frauen beisammen im heiteren Gespräch. Der kleine, aber glänzend eingerichtete Salon gehörte der ältesten unter ihnen, der kaum zweiunddreißigjährigen Marquise Du Deffaut, die man die Königin der Salons nannte, da sie durch ihre Eleganz, Lebhaftigkeit und blendende Unterhaltungsgabe in allen Gesellschaften als eine Herrscherin auftrat, um deren anmuthige Gestalt sich sofort ein Hofstaat bildete. Sie war nicht schön, aber Niemand brachte sich diesen Mangel zum Bewußtsein wenn sie sprach und lächelte, und die reizendsten Frauen blieben unbeachtet neben ihr. Nicht allein geistvolle, sondern auch oberflächliche Männer huldigten ihr in gleichem Maaße; sie besaß jene bestrickende Gabe, Jeden, der sich ihr nahte, gleichsam vor sich selbst zu verklären. Jeder erschien sich ausnehmend liebenswürdig und geistvoll bei ihr, und ahnte nicht, daß dies verklärende Licht von jener Zauberin ausging, mit der er eben redete. Die Marquise Du Deffaut erregte heftige Passionen und hatte treue Freunde in den verschiedensten Schichten der Gesellschaft —

sie verstand aber auch die schwere Kunst, einen Anbeter in einen Freund zu verwandeln, ohne daß ihr oder ihm das Herz dabei blutete. Den jungen schönen Gouverné, der sich in ihren Netzen verwickelte, hatte sie auch, als sie ihn nach einer kurzen Tändelei von wenigen Wochen verabschiedete, so unmerklich metamorphosirt, daß er immer noch ein bevorzugter Günstling der gefährlichen Frau zu sein vermeinte, während sie längst nicht mehr anders seiner gedachte, als wenn sie ihn eben vor Augen sah. — Mit Frauen verkehrte sie wenig, sie verlangte ein Leben voll unausgesetzter angenehmer Erregung, „und das verschafft nur der Verkehr mit Männern," behauptete sie. „Will ich ausruhen, oder beten, oder krank sein, dann ist mir die Gesellschaft von Frauen willkommen," hörte man sie lachend sagen. — Offenbar erwartete sie aber heute noch andere Gäste in ihrem Salon, als diese beiden Frauen, denn sie sah weder ermattet, noch andächtig, noch krank aus, vielmehr frisch, ein Wenig spöttisch, und ausnehmend elegant in der hellgelben Seidenrobe mit dem reichen Besatz von schwarzen Spitzen, und den Perlenschnüren in dem kunstvollen Bau der Puderfrisur. Die junge Frau, die ihr zunächst saß, schien den Anderen aus einigen be-

schriebenen Blättern vorgelesen zu haben, die sie eben wieder sorgfältig zusammen faltete. Ihr hübsches Gesicht mit den blitzenden Augen trug den Ausdruck stolzer Freude als sie jetzt sagte: „ich bin glücklich, daß diese kleine mathematische Abhandlung Euch gefällt und daß Ihr wirklich meint, ich könne sie unserm jungen Lehrmeister zeigen. Ach! wenn er diese Arbeit verwürfe! Ich zittre daran zu denken!"

„So würdet Ihr dennoch ruhig fortarbeiten, Madame Du Chatelet, und würdet Euch genügen lassen an Eurem alten Lehrmeister Clairaut," erwiederte die Du Deffaut, „Ihr seid nun einmal, trotz Eurer Jugend, ein „esprit fort," und auf dem besten Wege eine berühmte Frau zu werden. Diese Arbeiten verhindern Euch allzuviel über die Langeweil Eurer Ehe nachzudenken, sie lassen Euch vergessen daß Ihr erst neunzehn Jahre zählt, und Ansprüche an jene Freuden des Lebens zu machen ein Recht habt, die für Euren alternden Gebieter längst keine Freuden mehr sind."

„Ihr irrt, liebe Marquise, Du Chatelet führt mich viel in Gesellschaft, mein Leben ist nicht einsam."

„Aber er liebt Euch und bewacht jeden Eurer

Schritte mit den Augen eines Eifersüchtigen," rief die Du Deffaut, „und ich würde die Klostereinsamkeit und Gefangenschaft unserer kleinen Gouverné einer Freiheit vorziehen," wie Euer Mann sie Euch zu gewähren geneigt ist. Lieber in der Zelle ungefesselt umherwandeln, denn inmitten der Gesellschaft Ketten tragen, deren Klirren mein Ohr, und andere Ohren, auf jedem Schritt hört!"

„Ihr seid die Glücklichste von uns!" seufzte hier die Reizendste von Allen, ein kaum siebenzehnjähriges Wesen von knospenhafter Schönheit, „Ihr werdet geliebt, theure Marquise — und Ihr dürft lieben nach Gefallen, man betet Euch an, wo Ihr erscheint, und der Marquis Du Deffaut scheint nur da zu sein, um sich Eurer Triumphe zu freuen! Wie schön muß es sein geliebt zu werden — und zu lieben!"

Und die bezaubernde Sprecherin stützte ihren Kopf in die Hand und seufzte tief.

„Liebe Marguerite, daran hindert Euch Niemand, Monsieur de Gouverné am Allerwenigsten," lächelte die Marquise. „Laßt Euch nur einmal dazu bewégen, jenes graue nonnenhafte Kleid abzulegen, laßt Euch schmücken von mir und begleitet

mich in die Welt — das Uebrige kommt dann von selbst."

„Ich glaube nicht, daß ich zu einer Weltdame taugte, lieber möchte ich recht viel lernen, um ein esprit fort zu werden, wie Madame Du Chatelet."

„Reizende Marguerite, es ist ein größeres Glück für eine Frau, eine „coeur faible" zu sein," entgegnete die Chatelet schwermüthig.

„Les esprits forts versäumen zuweilen ein klein Wenig ihre Toilette," scherzte die Du Deffaut und glättete mit ihren Fingern die zerdrückten Schleifen an dem Kleide der jungen Schriftstellerin, und zupfte die Spitzen zurecht.

„Glaubt Ihr, daß Arouet Voltaire dergleichen bemerke?" fragte die hübsche Chatelet lebhaft.

„Es giebt Nichts was seinen Augen entgehen könnte," antwortete die elegante Marquise.

„Ja das weiß ich auch," sagte Marguerite de Gouverné, „er lächelte gar so spöttisch damals als wir uns in den Gärten von Versailles trafen, wo Ihr mich mitgenommen. Ich werde das nie vergessen, nie fühlte ich mich trauriger als da, nie kam ich mir häßlicher und ungeschickter vor als an jenem Tage, wo der Herr Voltaire neben uns

herging und mit Euch redete. Und doch war er so freundlich zu mir!"

„Nun, Ihr habt Euch seitdem doch beruhigt und an den Blick und das Lächeln Arouet Voltaires gewöhnt, meine Liebe — und wißt, daß er Euch, trotz Eures abscheulichen Kleides und Eurer mädchenhaften Schüchternheit, weder häßlich noch geistlos findet?"

„Meint Ihr das wirklich, theure Marquise?" fragte die junge Frau mit dem naiven Entzücken eines Kindes, dem man von einem Weihnachtsgeschenk redet.

Die beiden Andern lachten. Dann stand die Du Deffaut auf und umarmte die Gouverné mit dem Ausruf:

„Ihr seid ein liebenswürdiges Geschöpf!"

„Wo ist Euer Gemahl, mein liebenswürdiger Anbeter heut Abend?" fragte die Du Chatelet.

„Ich denke, die Camargo tanzt und er wird im Theater sein. Nachher speist er bei der Lecouvreur mit ihr."

„Es muß ein eben so großes Unglück sein, einen schönen als einen lächerlichen Mann zu haben," seufzte die Marquise, und blieb bei ihrer Wande-

rung durch den Salon vor dem Spiegel stehen, um eine Brillantnadel fester zu stecken.

„Ich bin aber nicht unglücklich, sondern sehr glücklich!“ rief die Gouverné.

„Aber es ist nicht Euer Mann der Euch glücklich macht,“ lachte die Chatelet.

„Meine Freundinnen sind es, die sich meiner Verlassenheit erbarmen,“ antwortete Marguerite zärtlich und streckte ihre Hände aus nach den beiden Frauen.

„Und unsere Lese- und Lernabende bei Arouet Voltaire,“ schaltete die Marquise ein und blickte mit einem schalkhaften Lächeln zu der Gouverné herüber.

„Ja, Ihr habt Recht! Diese Abende sind die Freuden meines Lebens — nicht um die Feste eines ganzen Pariser Winters gäbe ich eine Stunde von ihnen hin.“

„Armes Kind, Ihr kennt noch kein Fest in Paris, sonst würdet Ihr wohl mäßiger sein in Eurem Enthusiasmus. Kleine Nonne, Eure schönen Augen sahen noch nicht über die Mauern Eures ehelichen Klosters hinweg. Morgen ist der große Ball des Theaters, ich will Euch mitnehmen, faßt einen Ent-

schluß, belle Marguerite, die Pariser Feste sind schöner als Ihr Euch träumen laßt!"

„Nein, ich fühle kein Verlangen zu tanzen und habe auch den frommen Schwestern, die mich erzogen, versprochen —"

„Da ist er endlich!" rief hier plötzlich die Du Chatelet und sprang auf.

Die Thüren öffneten sich — die kleine unscheinbare Gestalt Arouet Voltaires erschien auf der Schwelle.

Marguerite de Gouverné hatte Recht, es waren zauberische Stunden jene Lese- und Plauderabende mit dem geistvollsten jungen Manne in Paris, und man konnte der Du Deffaut nicht genug danken, die sie einzurichten und den flatterhaften Voltaire auf eine so anmuthige Weise in diesen kleinen Salon zu bannen gewußt. Uebte seine Nähe auch auf die beiden andern Frauen jenen Zauber aus, den dieser merkwürdige Mann gleichsam ausstrahlte, so war doch Marguerite diejenige, die ihm unbewußt am Meisten erlag. Wie gebannt hingen ihre Augen an seinen Lippen, wenn er redete, kein Wort ging ihr verloren. Und er redete in so

glänzender Weise, und die Marquise, wie die kluge Du Chatelet, schienen durch ihre Antworten ihn nur zu immer feuriger Gegenrede anzuspornen — daß es wie Funken herüber und hinüber flog von beiden Seiten. Und diese Funken entzündeten in der Seele der jungen verlassenen Frau allmählich ein helles Licht, ein flammendes Interesse für diesen Mann, der seine Abende drei einsamen Frauen opferte. Eine neue Welt erstand für sie, deren Schöpfer Arouet Voltaire war, und wie schön erschien ihr diese Welt! Marguerite redete an jenen Abenden wenig, sie hörte und schaute nur — und doch hätte sie ihr halbes Leben hinwerfen mögen, um nur einmal so reden zu können wie die Du Deffaut, oder wie jener zärtlich blickende „esprit fort," der sich daran gefiel mathematische und geometrische Aufsätze zu machen, wie es dazumal anfing Mode zu werden unter den vornehmen Frauen. Wie glücklich war sie, wenn Voltaire, inmitten seiner brillanten Wortgefechte mit ihren Freundinnen, noch Worte, Blicke und ein sanftes Lächeln hatte für sie, die Unbedeutende. Wenn er sich über den Tisch neigte und seine Augen auf sie richtete, wenn er eine Blume aus der Vase nahm, die vor ihm stand, um sie ihr hinzureichen,

mit einer eben so zarten als glühenden Schmeichelei, dann erbebte die junge Frau, durchschauert von einem Gefühl des Glücks wie sie es nie geahnt. Wie schön erschien ihr dies Gesicht, von dem ihr doch damals die Du Deffaut selber im Garten von Versailles gesagt: „fürchtet Euch nicht allzusehr vor jenem häßlichen Mann, der dort auf uns zukommt, er ist so geistreich, daß man ihn für den schönsten Mann der Erde hält, wenn man ihm fünf Minuten Zeit gelassen zu reden.“

Es war ihr wie ein Traum, daß diese wundersam anregende Abwechselung in ihr Leben getreten, sie entsann sich kaum wie es gewesen als jene Abende bei der Du Deffaut noch nicht ihren verklärenden Schein über ihre grauen Tage warfen, als sie allein, und immer allein war mit der alten halbtauben Tante ihres Mannes, die er ihr als Gesellschafterin gegeben. Ausgelöscht hatte die Erscheinung Voltaires jene beiden Jahre der freudlosen Ehe mit einem Manne, den sie geliebt haben würde wie Nichts auf der Welt, wenn er sich ihr entgegen geneigt, denn sie trug ihm ja ein unentweihtes Kinderherz entgegen, aber zugleich auch die strengen Sitten und keusche Scheu eines in strengster Klosterhut aufgewachsenen Kindes. Diese junge

Frau, die an dem Abgrund der verderbten Gesellschaft wie eine thauige, halberschlossene Rose stand, fühlte jetzt nur einen Wunsch, daß nämlich ihr Leben und Sein immer so fortfließen möchte, daß ihre Tage allezeit diesen Schluß, ihre Morgen jene bezaubernde Hoffnung auf den Abend haben möchten. Zuweilen, aber sie verabscheute sich selbst noch dieses Verlangens halber, stieg der Gedanke auf, ein einzig Mal allein sein zu dürfen mit ihm, nur um zu versuchen, ob sie dann weniger schüchtern reden würde als in der Nähe jener beiden überlegenen Freundinnen. Ob Arouet Voltaire wohl Eine jener Beiden liebte? diese Frage war es, die sich Marguerite de Gouverné gar oft vorlegte. Und wer sollte die köstlich frische lebensvolle Marquise nicht lieben, und wie reizend war doch auch die Du Chatelet.

Ein Buch lag aufgeschlagen, aber Arouet Voltaire dachte heute nicht daran zu lesen, wie es schien, ebensowenig die drei Frauen. Man plauderte über tausend Dinge, lachte und scherzte.

„Morgen ist der Ball des Theaters, ich hätte Lust hinzugehen," sagte die Du Deffaut.

„Ich auch, aber Du Chatelet darf es nicht erfahren," rief der „esprit fort."

„Und Madame de Gouverné?“ fragte Voltaire.

Die junge Frau erröthete. „Ich kann nicht tanzen!“ murmelte sie.

„Wer denkt daran zu tanzen? Ich würde es nur wagen Euch meinen Arm anzubieten, um in den Sälen auf und nieder zu wandeln; es muß köstlich sein Euch ein Pariser Fest zu zeigen, Euch einzuführen in unsere Welt, schöne Frau!“

„Laßt uns hingehen, Arouet Voltaire mag sehen wie er mit uns Allen fertig wird. Drei Frauen zu bewachen, welch' ein Amt!“ Und die Marquise schlug ein silbernes Gelächter auf.

„Aber meine Toilette —“ stammelte Marguerite zögernd.

„Sei meine Sorge!“ rief die Du Deffaut. „Es ist also entschieden, wir werden ohne Vorwissen unserer Männer den Ball besuchen — und eine Verrätherin wer von unserm Plane gegen einen Andern redet.“

Voltaire stieß einen Ruf des Entzückens aus und küßte die Hände der Marquise. Die Chatelet tanzte einige Male vor dem Spiegel auf und ab. Marguerite kämpfte sichtlich einen Kampf — den letzten. Sie erbleichte und erröthete abwechselnd, ihre Hände spielten unruhig mit einer goldenen

Kette, die von ihrem Halse auf ihre Brust herabhing.

„Drängt sie nicht, meine kleine Nonne," rief die Marquise, die junge Frau in die Arme ziehend.

„Sie hat ein zartes Gewissen und ich mag sie nicht wieder in die Hände ihres Beichtvaters zurücktreiben, nachdem ich sie mit Mühe daraus erlöste. Wir drei werden allein gehen und uns dann gegenseitig Absolution ertheilen. Nicht so Voltaire?"

„Ich bitte, nehmt mich mit, ich wünsche Euch zu begleiten!" sagte plötzlich Marguerite mit fester Stimme. In demselben Augenblick zerriß die goldene Kette unter den schlanken Fingern der jungen Frau. Ein kleines Miniaturgemälde, das daran befestigt gewesen, fiel zu Boden und zersprang. Es war das Bildniß des schönen Aimé de Gouverné.

„Vertraut mir Euer zerstörtes Kleinod an für eine Weile," bat Voltaire, „es soll meine Sorge sein, Euch das Bild Eures Herrn in frischem Glanze wieder herzustellen. Erheitert Eure schöne Stirn."

„Les't, Voltaire!" gebot die Marquise, „das zerstreut unsere junge Freundin am Besten. Aber

verlaßt uns heut bald, denn wir haben noch Toilettegeheimnisse zu berathen. Gar zu häßlich möchten wir Morgen doch nicht sein!“ schloß sie schalkhaft lächelnd.

Am Tage nach jenem Ball des Theaters, der äußerst glanzvoll und besucht gewesen war, hatte der schöne Aimé de Gouverné nur einen Gedanken, nämlich den: wer wohl jene bezaubernde Frauengestalt gewesen, in lichtgrüner Seide mit den Rosen im Haar, die während des ganzen Abends an dem Arme Voltaire's geschwebt. Die Du Deffaut war es nicht, die hatte er an der Seite Breteuils erkannt, an der Art den Kopf zu tragen, die Camargo auch nicht, die trug einen blauen Mantel, die Lecouvreur war größer als diese reizende Unbekannte, die Antrier üppiger, und die Du Chatelet lebhafter in ihren Bewegungen und nachläßiger in ihrem Anzug. Und wie keck wußte jene verhüllte Fee ihn zu necken, wie unbarmherzig verspottete sie ihn mit seiner kleinen Frau, der Nonne in der Rue de Bourgogne! Wie war es nur möglich, daß

eine Frau von so vollendeter Gestalt und Schönheit — denn schön mußte sie sein — ein Vergnügen daran zu finden vermochte, am Arme dieses kleinen boshaften Affen umherzuwandeln. Dieser abscheuliche Voltaire — es war doch vielleicht nicht ganz vorsichtig, sich auf eine so tolle Wette einzulassen mit ihm.

Am Abend des 15. März des Jahres 1726 erhielt der schöne Aimé de Gouverné folgende Zuschrift:

„Mein Herr!

Ich fürchte, Ihr werdet Eure Wette verlieren; les't diese beiden Billets von schönen Händen und findet Euch in einer Stunde, wenn es Euch gefällig ist, an dem großen Portal der Notre Dame ein, um Zeuge einer kleinen Entführung zu werden. Bei dieser Gelegenheit dürfte es Euch angenehm sein, den Namen jener dritten, und zumeist geliebten, Freundin, die einen häßlichen, kleinen Affen dem Apoll Gouverné vorzuziehen beliebte, zu erfahren.

Voltaire."

Mit zusammengepreßten Lippen und gerunzelter

Stirn griff Aimé de Gouverné nach den zierlichen Blättern. Das eine enthielt eine lange anmuthige Definition des Wortes „Liebe“ und schloß mit einem leidenschaftlichen Bekenntniß.

Der Name „Emilie“ ließ die Schreiberin errathen. Der „esprit fort“ war zugleich ein „coeur faible.“ — Die andere Handschrift kannte der Leser, — jene zierlichen Buchstaben hatten die niedlichen Finger der Du Deffaut gekritzelt, — es war ein pikantes Gedicht, ein Gemisch von reizender Schalkhaftigkeit und tiefem Ernst, mit der Ueberschrift: „An Arouet Voltaire.“ Und der Sinn? Nun auch nichts weniger als eine geistvolle declaration d'amour.

Armer Aimé de Gouverné!

Mit einem Herzen voll Erbitterung, mit fliegenden Pulsen und bebend vor Zorn und Erregung, stand er eine Stunde später an dem bezeichneten Platze vor der Notre Dame, und harrte der Dinge, die ihm sein verhaßter Nebenbuhler verheißen. Wer konnte wohl diese treuloseste Dritte sein? Die Camargo war in Lyon seit einigen Wochen, die Petitpas vor einem Monat mit ihrem Capitain entflohen, die Lecouvreur krank, die kleine Goussin hatte erst vor wenigen Tagen ihr Herz in die Hut des Prinzen von G. gegeben, Marie Antrier sang

in Bologna. Eine seltsame Empfindung, halb Wuth, halb Beklemmung, legte sich auf seine Brust und drohte ihn zu ersticken. — Die wenigen Minuten des Wartens dünkten ihm eine Ewigkeit. Fiebergluth wechselte mit Kälte und ließ ihn vom Kopf bis zu den Füßen erbeben. Erleichtert athmete er auf als ein Wagen heran rollte. Er hielt dicht vor ihm. Ein Diener, der eine Leuchte trug, trat jetzt plötzlich aus irgend einem Winkel hervor. Lichtschein fiel auf den Wagen: Voltaires Spottgesicht schaute heraus. Der junge Edelmann trat näher.

„Wolltet Ihr gütigst an die andere Seite des Wagens treten," bat Voltaire, den Hut lüftend, „um dort Angesichts meiner Begleiterin zu erklären, daß ich meine Wette gewonnen?"

Mechanisch gehorchte Gouverné. Eine halb verhüllte Frauengestalt neigte sich ihm dort grüßend entgegen. Als sie den Arm hob, um den Schleier zu lüften der ihr Gesicht verbarg, glaubte der Edelmann an dieser Bewegung jene reizende Frau wiederzuerkennen, die er damals auf dem Balle des Theaters an der Seite Voltaires gesehen, — der Schleier sank, das Licht fiel auf ein süßes, etwas bleiches Angesicht. Aimé de Gouverné stieß einen Schrei aus: — er erkannte *seine eigene Frau*,

seine kleine Nonne aus der Rue de Bourgogne! Sein Ruf: „Marguerite“ verhallte schon in dem Rollen des Wagens, — noch ehe seine Hand den Griff seines Degens erfaßt, war das glückliche Paar seinen Augen entschwunden.

Die Wette war also verloren — aber ein Fest hat der Aimé de Gouverné doch nicht gegeben, er verschwand vielmehr aus Paris, und man sagte ihm nach, er suche seine verlorene Frau, die ihm plötzlich begehrenswerth dünkte, seit ein Anderer seine Hände nach ihr ausgestreckt. Nach Jahren erst erschien er wieder, und mit ihm — die reizende Entflohene. Aber das Haus in der Burgunderstraße bezog sie nicht wieder, und das Leben einer Nonne führte sie auch keineswegs. An der Seite ihres Gemahls zeigte sie sich bei allen Festen als die Schönste, Gefeiertste von Allen. Jener kleine Zug von Trauer um den Mund stand ihr zum Entzücken. Ihre Toilette war allezeit prachtvoll und fast so geschmackvoll als die der Du Deffaut, mit der die reizende Marguerite ein ungetrübtes Freundschaftsverhältniß unterhielt. Und wo war Vol-

taire? Zum zweiten Mal in der Bastille — angeklagt des Frauenraubes, und nach mehreren Jahren strengster Haft verwies man ihn sogar des Landes, um die Herzen der Pariserinnen vor seiner gefährlichen Nähe zu schützen. Aber Briefblätter flogen ununterbrochen aus seinem Exil nach Paris, und von Paris zu ihm, von allen seinen Freundinnen. Marguerite war es, an die er jene berühmt gewordene Epistel richtete: „les tu et les vous.“ — Sie gedachte seiner gewissenhaft so oft sie Zeit dazu fand, und küßte jeden Abend ein kleines Miniaturbild, das an einer goldenen Kette ihren schönen Hals schmückte: das Portrait Voltaires nämlich, das seit Jahren an die Stelle des zersprungenen Bildes des schönen Aimé getreten war. Bogenlange Briefe schrieb sie ihm, besonders während der Fastenzeit, im Uebrigen führte sie genau das Leben aller schönen Frauen damaliger Zeit, bis — das Alter kam:

„Quelque plaisirs dans la jeunesse,
Peu de soins dans la maternité,
Tous les malheurs dans la vieillesse,
Puis la peur de l'eternité — —.“

Als die Blüthe ihrer Schönheit verwelkt war, mühte sich Marguerite de Gouverné sehr, ein „esprit fort“ zu werden, als ihr das aber nicht son-

derlich gelang, wurde sie — devote, très devote. — Aimé aber soll mit besonderer Vorliebe, während seines langen Lebens an der Seite seiner Frau, das schelmische Liedchen Heinrichs IV. gesungen haben:

„Souvent femme varie,
Bien fou qui s'en fie —."

Die Du Deffaut dagegen sandte dem verbannten geliebten Freunde die blendendsten Briefblätter, und als sie später erblindete, war es ihre Gesellschafterin, die geistvolle Julie Lepinasse, der sie die Ergüsse ihres Herzens in die Feder dictirte, und von deren rosigen Lippen sie die Antworten Voltaires entgegennahm. Die Gouverné besuchte oft das Haus der Marquise, und für beide Frauen war es allezeit ein Fest, einmal ungestört von jenen längst vergangenen Zeiten reden zu können, wo der junge Arouet, dessen Ruhm jetzt die halbe Welt, erfüllte, die Sonne seines Geistes fast allabendlich drei jungen Frauen allein leuchten ließ, und Julie Lepinasse lauschte mit strahlenden Augen und glühenden Wangen jenen Schilderungen. — Madame Du Chatelet, jene Dritte im Bunde, war dem leidenschaftlich Geliebten in die Verbannung gefolgt, zwar nicht allsogleich, denn die Rosenkette des Duc de Riche-

lieu hielten sie noch mehrere Jahre nach dem Verschwinden Voltaires in Paris fest, dann aber widmete sie ihm allein ihr Leben mit wenigen Unterbrechungen. In ihrem Schlosse Cirey, gleichsam unter dem Schutze des gutherzigsten, indolentesten aller Ehemänner, wachte sie nun über den Freund und seine Arbeiten, und wußte sich ihm durch ihre pikanten Launen, durch ihre unerschöpfliche Lebhaftigkeit und geistige Grazie unentbehrlich zu machen. Zwanzig Jahre lang hielt sie ihn in oft drückenden Banden, zwanzig Jahre lang war er für sie der erhabenste der Männer, welches Gefühl jedoch Beide nicht verhinderte, oft in den erbittersten Streit mit einander zu gerathen, da Beide im gleichem Maße heftig waren.

Da erschien der junge Dichter Saint-Lambert auf der Weltbühne und — Emile Du Chatelet legte ihm ihr vierundvierzigjähriges Herz zu Füßen. Schöner als Lambert's „vers de société“ waren nämlich seine Gestalt und seine Augen, und sein Glück bei den Frauen schien zauberhaft. Voltaire verniochte es dennoch inmitten der heftigsten Kämpfe seiner Eifersucht, folgenden Vers an den glücklichen Nebenbuhler zu richten:

„Saint Lambert — ce n'est que pour toi
Que ces belles fleurs sont ecloses,
C'est ta main qui cueille les roses,
Et les épines sont pour moi!“ —

— Die einſt ſo ſchöne Marguerite de Gouverné war eine alte Frau geworden als ſie noch jeden Abend, ehe ſie ihre Gebete geſprochen, das Portrait des einſt ſo unwiderſtehlichen Arouet Voltaire mit zärtlicher Andacht an ihre Lippen drückte.

Da beſuchte der berühmte Dichter wieder, geſchmückt mit dem Strahlenkranze ſeines Ruhmes, Paris, die Stätte ſeiner Jugendfreuden, und plötzlich erwachte in dem Herzen ſeiner ehemaligen Geliebten der Wunſch, ihn wiederzuſehen. Sie ſchrieb an ihn und bat unvorſichtiger Weiſe um ein Rendezvous in den Gärten von Verſailles, wo ſie ihn vor fünfzig Jahren zuerſt erblickt. „Laßt uns ein Feſt der ſüßen Erinnerungen feiern,“ bat ſie. Und er kam — bei den Roſenbüſchen ohnweit des Schloſſes trafen ſie ſich. — Armer Voltaire — arme Marguerite! — Aimé de Gouverné wurde in dieſem Augenblick gerächt! Welch ein Wiederſehen! Aus der halberſchloſſenen, thauigen Roſe war — eine verwelkte „sorcière“ geworden.

„Ah mes amis,“ — rief Voltaire im Kreiſe ſeiner Freunde, bei der Schilderung dieſer Begegnung

schaudernd aus, „je viens de passer à l'autre bord du Cocyte!“

Marguerite de Gouverné aber schickte am nächsten Morgen das lange bewahrte Portrait des einst Geliebten dem Original mit den Worten zurück: „il n'y à plus de ressemblance, mon cher!“

Aus dem Leben des Giacomo Robusti,

genannt il Tintoretto.

„Mater amata
Intemerata:
Ora, ora pro nobis.“

Altes Kirchenlied.

Wenn wir die Geschichte des Lebenslaufes der großen Meister in der Kunst der Malerei durchblättern, so finden wir daselbst das Licht und den Schatten oft wunderlich vertheilt. Ein gar reiches Dasein ist wohl den Meisten unter ihnen beschieden gewesen, denn es ging dazumal ganz anders her in der Welt als heut zu Tage, aber zwei Dinge sind es die man allezeit, auch bei denen die am wildesten gelebt, gefunden, nämlich: die wirkliche Lust und wahrhaftige Freude an dem Leben und Athmen auf der schönen Erde, und an den holdseligen Frauenblumen so dieselbe schmücken, und dann die glühende Anbetung der Himmelskönigin und ihrer leuchtenden Heiligenschaar, deren Dienst doch fast jedweder große Meister seine beste Kraft geweiht. Diese Empfindungen ziehen sich wie zwei breite Lichtströme sonderlich durch das Dasein der italienischen Meister, und man

möchte eben um ihretwillen oft der dunklen Schatten nicht gedenken, die sich an den Ufern hinziehen. Wo wäre auch wohl ein Menschenkind über die Erde gewandelt bis auf den heutigen Tag das der Böse nicht zu Zeiten in arge Schlingen gelockt, und das dessen Andringen sonder Wanken immerdar zu widerstehen vermocht. — Sonderlich hat die Liebe, von deren Macht die Poeten so viel singen und sagen, mit ihrem süßen Leid und ihrer qualvollen Lust bittere Trübsal über gar manches Herz gebracht, und Liebesnoth gar manche Seele in Schande und Verderben getrieben. Darum schlage Jedweder still sein Kreuzlein, wenn er einer dunklen Stelle begegnet in der Lebensgeschichte der alten Meister, und spreche: „führe uns nicht in Versuchung," oder er hebe die Augen auf, im Gedanken an die strahlende Himmelskönigin, und bitte demüthig: „ora pro nobis."

Der Meister Tizian gab ein großes Fest in seinem Palazzo am Canal grande zu Venedig belegen. Es war nicht eben selten, daß er solch' ein glänzendes Gelage hielt, zu dem die Reichsten und Vornehmsten sich drängten, er liebte es gar sehr leuchtende Augen und lächelnde Lippen um sich zu

sehen, und wenn er den Tag über in seiner Malerwerkstatt gearbeitet und Herrliches geschaffen, trieb es ihn fast gewaltsam unter frohe Menschen. Zudem verstand man dazumal, man schrieb die Jahreszahl 1532, in der wundersamen Wasserstadt vor allem Andern die Kunst sein Leben zu genießen, es war auch als hätten allda gütige Götter all jene Schatten der Armuth und Krankheit verscheucht, die sonst auf das Dasein der Staubgebornen fallen; die bella Venezia schwamm auf den blauen Wogen der Adria wie eine Insel der Glückseligen. Am Tage lag sie dagegen wie eine schlummernde Wasserrose und schaukelte sich träumend auf den Wellen — das Venedig im Sonnenlicht war ein anderes wie das Venedig im Mondenschein. Nur das Treiben und Drängen geschäftiger Handelsleute füllte am Tage die zahllosen Brücken und Quais, stolze Schiffe glitten vorüber, und Boote fuhren zwischen ihnen und dem Ufer hin und her, Ladung bringend und nehmend. In den Canälen lagen die Gondeln dicht aneinandergedrängt, ihre Führer ruhten im Schatten und schliefen. Hie und da nur huschte solch' ein schwarzes Schifflein daher, einen der Senatoren oder Diener der Signoria nach seiner Casina, oder dem Dogenpalaste tragend. Das eigent-

liche wahre, warme Leben der Lagunenstadt begann erst wenn der Schleier der Nacht niedergesunken. Wenn die Sterne und der Mond ihr Licht auf die Wellen des Canal grande streuten, da öffnete die geheimnißvolle Wunderblüthe Venedig ihren Kelch und berauschender Duft entströmte ihren Blättern. Wie mit einem Zauberschlage leuchteten die Fenster der stolzen Marmorpaläste auf, die am Tage sich dicht verhangen zeigten. Hinter rothseidenen, tief herniederwallenden Umhängen glühte und lockte es, auf hohen Balconen schimmerten lichte Gewänder, zwischen Myrtengebüsch und Orangen wehten blendende Schleier, Mandolinenklänge zitterten durch die Luft. Die dunklen Gondeln bedeckten die Canäle, lautlos und pfeilgeschwind aneinander vorübergleitend, manch' süßes und manch' schweres Geheimniß in ihrem Schoße bergend, — hie und da mischte sich eine schwermüthige Weise, ein traurig Lied, in die leisen Schläge der Ruder und in das Plätschern der Wasserwogen. Jugend und Schönheit träumten von einer seligen Nacht, auf dem Marcusplatz wandelten sie aneinander vorüber, alle die stolzen glänzenden Gestalten, deren Wahlspruch war: „die Nacht ist kurz wie das Leben. Genießet Beides ehe das Alter kommt oder der Tod!"

Es war um die Frühlingszeit da der Meister Tizian, der dazumal noch im kräftigsten Mannesalter, sein glanzvolles Fest hielt. In den weiten Sälen und Hallen hatte man die Balconfenster geöffnet, damit die Luft vom Meere her die Wangen der schönen Frauen fächle und die Stirnen der Männer kühle. Blumen waren überall in mächtigen silbernen oder bronzenen Gefäßen aufgestellt, und die Schenktische vermochten kaum die Last der köstlichen und seltenen Erfrischungen zu tragen, die man dort in kunstvoll gearbeiteten vergoldeten Schalen aufgestellt. Reizende Pagen in reicher Kleidung bedienten die Gäste und kredenzten ohne Unterlaß kühlen würzigen Wein, und Früchte auf schweren Silberplatten. Es war ein buntes Gewirr der verschiedensten Gestalten.

Hier standen einige der älteren Nobili in der schwarzsammetnen Tracht der vornehmen Venezianer beieinander, in ernsten Gesprächen über das Wohl der Republik Venedig, nicht weit von ihnen scherzten ihre jungen Söhne mit bezaubernden Frauen, an denen die Wasserstadt wohl allezeit reich gewesen wie man auf jenen Gemälden sehen kann, die wir noch heute bewundern. Auf einem niedern Sammetsitz hatte sich der kluge Jacopo Nardi, der später

so berühmte Geschichtsschreiber, niedergelassen, und die sich um ihn gesammelt waren die gelehrtesten Männer, und die schönsten und jüngsten Frauen Venedigs. An den heitern Mienen und leuchtenden Augen gar manches Hochgerühmten unter ihnen konnte man aber erkennen, daß zu allen Orten und Zeiten auch die gelehrtesten Männer es niemalen verschmäht den Frauen zu huldigen, wenn sie nämlich jung und reizend. Und an jenem Abend im Palast des Tizian gab es keine alten Frauen, es schien als ob in der wundersamen Lagunenstadt die ewige Jugend ihren Thron aufgeschlagen. Himmel, welche Pracht der Gestalten, welcher Glanz der Augen, welche Blüthe der Lippen und Wangen! Und doch, unter all' diesen wahrhaft strahlenden Erscheinungen leuchtete Eine als die Schönste hervor, und ein Jeder, Mann sowohl wie Weib, erkannte dieser Einen den Preis auch bereitwillig zu: es war die kaum 16jährige Tochter Tizians selber, die blonde Lavinia.

Die Dresdner Galerie bewahrt eine Abbildung dieser schönsten Frau Venedigs, von der Hand ihres berühmten Vaters. Die köstliche Gestalt, in reichem Goldstoff gekleidet, das goldene üppige Haar mit Perlen durchflochten, hält eine Schaale mit

Früchten in die Höhe. In den feinen Händen sieht man das rosige Blut gleichsam rinnen, die Carnation des herrlichen Nackens ist von wunderbarem Reiz, warm und zart, und das Antlitz vergißt man nimmer wieder, wenn man es einmal recht angeschaut, in seiner glühenden, lebensvollen und reinen Schönheit, und doch, was ist diese gemalte Lavinia gegen jene lebende?! — —

Soeben schritt sie langsam am Arme ihres Vaters durch den Saal, und da war wohl Keiner der diesem edlen Paare nicht voll Bewunderung nachschaute. Der Meister selbst trug seine stattliche Gestalt stolz wie ein König, seine Augen blitzten noch wie die Augen eines Jünglings, und um die feingeschnittenen Lippen spielte das Lächeln der Freude. Auf der breiten mächtigen Stirn stand aber deutlich geschrieben: „ich bin der Auserwählten Einer, dem eine gütige Gottheit ein köstlich Geschenk mitgegeben auf die Pilgerfahrt.“ Man sah ihm wohl an daß er Großes geschaffen, Bedeutendes vollbracht, und noch Größeres schaffen werde. Wie ein echtes Königstöchterlein wandelte Lavinia an seiner Seite, das goldstoffene Gewand floß in schweren Falten bis auf ihre kleinen Füße herab, edle Steine blitzten in ihren Haaren, güldene

Spangen umschlangen ihre Arme, Perlenschnuren schimmerten auf ihrem Nacken. Der Meister Tizian liebte es sein Kind gekleidet zu sehen wie der Edelsten Eine. — Das Lächeln der blonden Lavinia war eitel Sonnenschein und ihre Rede sanfte Musik, und ihre braunen Sammetaugen hatten schon gar Manchem für alle Zeiten die Ruhe genommen. Wenn sie ihr Haar löste, so floß es um sie her wie ein weiter Mantel, und seine Farbe ähnelte der des geschmolzenen Goldes. Der Meister Tizian hat fast all' seinen zauberischen Frauenbildern jenes wunderbare Haar gegeben, das er selbst an seiner Tochter bewunderte, und viele Jahre später, als längst Tizian und sein Töchterlein hinabgestiegen in das dunkle Reich der Schatten, kannte man zu Venedig kein süßeres Schmeichelwort für das Haar einer schönen Frau als die Bezeichnung: „es ist das Haar der Lavinia." —

Lautenklänge und der Ton einer weichen Männerstimme, die eine schwermüthige Weise sang, hemmte jetzt den Schritt der Tochter Tizians. Eine Purpurgluth überströmte urplötzlich ihre Wangen. Leise löste sie ihre Hand von dem Arme des Vaters und wandte sich einem Gemach zu, das durch niederwallende Sammetumhänge von den Sälen ge-

trennt war. Der Meister schien ihre Entfernung kaum zu gewahren. Er trat zu einem prächtig gekleideten Manne, der einigen Andern eine gar lustige Historie zu erzählen schien, denn die Mienen der Hörer waren heiter, und ihre Lippen lächelten. Als Tizian sich näherte, legte der Erzähler innehaltend seine Hand auf die Schulter des Meisters und rief: „nun Ihr kommt, schweige ich. Ihr könnt noch bessere Lehren geben denn ich in der schönen Kunst das Leben zu genießen!“ —

„Ihr irrt, Sebastiano Piombo, ich bin gegen Euch nur ein gefangener Vogel. Ihr habt Nichts so Euch eine Fessel anlegt, mir bleiben allezeit die Sorgen um meine Söhne und um Lavinia.“

„Sorgen um Lavinia?“ rief Paolo Veronese, den man in Venedig den Prächtigen nannte, seiner herrlichen Bilder halber die das Auge blendeten durch den unerschöpflichen Farbenreichthum. „Glücklicher Tizian!“

„Und doch hat er Recht,“ sagte der reichste sorgloseste Maler Venedigs, Fra Sebastiano Piombo. „Weib und Kind sind goldige Fesseln!“ Und er winkte einem schönen Pagen, ließ sich seinen seltsam geformten Glaspokal bis zum Rande füllen und rief: „dieser Trunk gilt den Freien!“

Lavinia fand in dem Gemach eine anmuthige Gruppe junger Männer und Frauen, in ihrer Mitte stand der Sänger. Als sie aber erschien, ließ der schöne Bildhauer Francesco Bologna die Laute sinken, beugte ein Knie vor der blonden Lavinia, küßte die Saiten seines Instruments und reichte es der Tochter Tizian's dar, als der Meisterin des Gesanges- und Saitenspiels.

„Singe, o singe uns ein Lied," baten dann die reizenden Frauen sich an sie schmiegend. Und Lavinia ließ sich lächelnd nieder auf einen gold-gestickten Schemel und die Andern lagerten sich zu ihren Füßen. Nur einer von Allen blieb auf-gerichtet stehen, an einen Marmorpfeiler gelehnt und schaute mit düstern Blicken zu der Tochter Tizian's herüber.

„Ei, seht doch — der Giacomo Robusti ‚allein verschmäht es vor der schönsten Frau Venedigs zu knieen," rief scherzend eine Foscari und lächelte schelmisch dem Angeredeten zu.

„Er wird aber niederfallen in den Staub wie wir Alle beim ersten Laute der Stimme Lavinia's!" sagte Bologna. „Vielleicht hörte er sie noch nie-malen singen — der arme Giacomo Robusti!"

Ein Blitz des Hasses flog aus den schwarzen

Augen Robusti's zu dem Redner herüber, eine bittere Rede schien auf den zuckenden Lippen zu schweben, da sagte Lavinia sanft aber hastig: „scheltet mir Keiner den Giacomo, er ist der Lieblingsschüler meines Vaters und der zärtliche Freund meines kleinen Bruders Orazio — also auch mein Freund. Seht da kommt Orazio, der zierliche Schatten des Robusti!"

Und der jüngste Sohn des Meisters, der schöne Knabe Orazio, näherte sich und schmiegte sich an die Schulter seines finsterblickenden älteren Gefährten, forschend zu ihm aufschauend.

„Kommt mit mir," bat er dann eindringlich; „kommt mit mir, Giacomo, ich suchte Euch überall, der Meister Piombo will Euch kennen lernen. Er wird Euch sicher gefallen, es ist der klügste und fröhlichste Mann in ganz Venedig. Man sagt von ihm, er allein lehre die Weisheit glückselig zu leben, mit Lachen zu sterben, und nebenbei noch wundersame Bilder zu malen. Kommt, Ihr werdet es nimmer bereuen!"

„Laßt mich Orazio! Jetzt nicht — nicht um die Welt — hört, Lavinia singt!"

Und der Knabe blieb unwillkürlich stehen und lauschte. Er schien selbst seine Bitte zu vergessen

als die Stimme der Schwester erklang zu den Accorden der Laute, die sie in ihren Händen hielt. Die Tochter Tizians sang ein Lied zum Preise der Liebe. Die Worte waren den Stanzen des Ariost entnommen, die Weise war sanft und schmelzend im Anfang, dann aber bewegt und voll Leidenschaft. Wer aber sang wie Lavinia? Die Stimme war voll des süßesten Wohllautes und voll von heimlicher Klage, und die Art ihres Gesanges so vollendet und kunstgerecht als ob die heilige Cäcilia selber ihre Lehrmeisterin gewesen. Alle die feurigen Herzen derer die da lauschten schlugen höher, und in Aller Augen leuchtete Freude und Bewunderung. Und das Lied zum Preise der Liebe klang verlockend genug, daß Mancher sich überwältigt herabbeugte zu seiner Angebeteten um ihr zuzuflüstern: „es ist Wahrheit in den Worten und Tönen der Lavinia."

Manche zarte Hand, deren Eignerin bezwungen von den Zauberklängen seufzte, suchte verstohlen die Hand des Geliebten zu leisem zärtlichem Druck, manches schmachtende Augenpaar versank im Anschaun eines Andern, und selbst der finstere Giacomo Robusti schlang plötzlich seinen Arm um die schlanke Gestalt Orazio's, und preßte den Knaben

an sein wildschlagendes Herz. Als Lavinia die Laute sinken ließ, küßten die Frauen die Hände der Sängerin, und die Männer ergossen sich in glühenden Lobpreisungen der Tochter Tizians.

„Es verlangt mich nun von Euch eine Weise zu hören," sagte endlich Lavinia, und wandte sich zu dem jungen Bologna. „Ihr sangt ein Lied als ich kam, — singt mir ein Neues, Ihr wißt, daß ich es liebe Eure Stimme zu hören. Nehmt sie zurück, Eure Laute."

Und ein Blick voll tiefer Gluth flog hin zu dem jungen Bildhauer, der jetzt mit zitternden Händen und fliegenden Pulsen die Laute berührte, die sie ihm entgegen hielt. Ach, er hatte ja schon längst sein Leben und seine feurige Seele der schönsten Venetianerin zu Füßen gelegt, und um ihre Liebe geworben vor aller Welt, aber erst heute, eben jetzt, fiel mit dem leuchtenden Blick Lavinia's der erste Hoffnungsstrahl in sein Herz. Als er aber die von ihren Fingern geweihte Laute erfaßte, schloß sich zugleich eine kräftige Hand, über seiner Schulter herreichend, um den Hals des Instrumentes und entriß es ihm. Als sich Francesco erschreckt und staunend zugleich wandte, sah er wie der todtbleiche Giacomo Robusti die zierliche Laute

mit einem raschen Stoß auf dem Marmorboden zertrümmerte. Wie ein zürnender Halbgott war der Frevler anzusehen, wie im Wahnsinn rollten seine Augen, und der Blitz eines höhnenden Lächelns zuckte um seinen Mund.

„Verflucht der, so die Saiten der Laute berührt nach Lavinia!“ rief er mit bebender Stimme.

Orazio stieß einen Schrei aus und hing sich an den Arm Robusti's. Die Männer waren aufgesprungen, die Frauen schrien auf und drängten sich erschreckt aneinander. Francesco Bologna trat dicht an den Erregten heran. Die beiden jungen Männer maßen sich mit drohenden Blicken.

„Seid Ihr von Sinnen?“ fragte er und seine Lippen bebten vor Zorn.

Da erhob sich Lavinia, legte leise ihre weiße Hand auf den Arm Bologna's und sagte mit ihrer süßen Stimme: „ruhig Francesco, zürnt ihm nicht, er ist krank und Ihr vor Allen müßtet Mitleid haben mit ihm. — Ihr aber, Giacomo, geht nach Hause. Noch gestern gelobtet Ihr mir mein getreuer Freund und Bruder zu bleiben — Ihr habt Euer Gelübde gebrochen. Zur Strafe dafür verbanne ich Euch für diese Nacht aus diesen Räumen. Ihr

sollt Morgen weiter von mir hören. Ich denke, Euer tolles Gebahren wird Euch tief gereuen im Lichte des Tages."

„Ich gehe — aber rechnet nicht auf meine Reue," antwortete Giacomo trotzig, „ich würde dasselbe tausend Mal thun, so Einer nach Euch eine Laute zu berühren wagte."

Damit verneigte er sich tief vor der Herrin seiner Gedanken, wandte sich und ging. Der Knabe Drazio begleitete ihn, doch sein junger Freund sandte ihn zurück an der Schwelle des Saales und schritt, stolzgetragenen Hauptes, langsam die Marmorstufen hinab. Die Andern gedachten gar bald seiner nicht mehr, denn der Bildhauer Bologna, den man den schönsten Mann Venedigs nannte, sang. — Ein Page hatte ihm auf einen Wink der Herrin des Hauses ihre eigene Mandoline gebracht, und so sang er denn das Lob einer Geliebten, deren Antlitz das Strahlendste der Erde, und deren Haar gefangene Sonnenstrahlen. Und die reizenden Frauen meinten eine Jede ihr eigenes Lob zu vernehmen, und lächelten ihren Anbetern süßer zu denn jemals. Die blonde Lavinia aber hielt ihre Augen fest auf den glücklichen Sänger ge-

heftet und diese Augen sagten ihm: „ich verstehe Deinen Sang — und ich liebe Dich!“

Der Giacomo Robusti war der Sohn eines Anstreichers in Venedig, und zählte dazumal eben zwanzig Jahre. Schon in früher Jugend zeigten sich in dem Knaben die Spuren eines großen Zeichentalents, und der feinste Sinn für die Wirkung und den Zauber der Farben. Anfangs gab ihn sein Vater zu einem fleißigen aber nicht sonderlich bedeutenden Maler in die Lehre, allwo der Knabe tüchtig nach Sculpturen und lebenden Modellen zeichnen mußte, und auch hier und da den Pinsel führen durfte. Als er aber eines Tages ein Gemälde des Tizian, das strahlende Bildniß des hochberühmten Dichters Ariost sah, hatte er, von Stund an, schlafend und wachend keinen andern Traum und Gedanken als der Schüler eines solchen Meisters zu werden. Und da begab es sich nicht lange nachher, daß der Tizian einmal die Werkstatt des Lehrmeisters des Giacomo Robusti besuchte, wie er dies wohl zuweilen zu thun pflegte. Sein junges goldhaariges Töchterlein begleitete ihn, und lief neugierig zwischen den Staffeleien

umher, während der Meister Tizian mit seinem Collegen über allerlei Dinge, so die Kunst der Malerei betrafen, redete, und nach den Arbeiten der Schüler fragte. Und es war eine gewaltige Stille in der Malerstube so lange er redete, denn jedweder Schüler mühte sich ein Wort des Tizian zu erlauschen und aller Augen waren auf seine Gestalt und sein edles Angesicht gerichtet. Da klang plötzlich die Silberstimme der kleinen Lavinia hell und vernehmlich durch die Werkstatt. Sie war bei der Staffelei des Giacomo Robusti stehen geblieben, und beschaute mit dem Ausdruck gewaltiger Bewunderung ein recht farbenreiches Bild, eine Scene im Paradiese darstellend, das er eben malte. Vor Freuden in die Hände schlagend rief sie: „o, kommt hierher, mein Vater, sehet hier il Tintoretto!“ (den Färber). Da brachen die Schüler mit einem Male in ein gewaltiges Lachen aus, und selbst der Lehrmeister des beschämten Robusti konnte sich eines Lächeln nicht erwehren. Tizian aber warf einen seiner mildesten Blicke auf den hocherröthenden Knaben und lenkte dann seine Schritte zu dessen Staffelei. Lange betrachtete er schweigend und aufmerksam die Arbeit Giacomo's, dann wandte er sich zu seinem blonden Kinde und sagte: „Du hast

Recht, Lavinia, jetzt ist der Knabe in der That noch ein Tintoretto, aber es wird dermaleinst sicherlich ein großer Pittore aus ihm, so wahr ich der Tizian bin. Wollt Ihr mir diesen Eurer Schüler überlassen?" fragte er dann den Lehrmeister des Robusti.

„Mit Freuden, wenn Ihr ihn begehrt," lautete die Antwort, „ich weiß gar wohl, daß der Giacomo mir doch bald über den Kopf gewachsen wäre. Nehmt ihn also hin edler Meister, damit er in Eurer Werkstatt arbeite und Eure Prophezeiung sich erfülle."

Wer war glücklicher als der „Tintoretto?" Er hätte die kleine Lavinia, die er noch vor wenig Minuten so bitter gehaßt, auf den Händen durch ganz Italien tragen mögen, es war ihm als müsse er jubelnd und dankend vor dem Tizian niederfallen in der Freude seines Herzens. Aber der Giacomo Robusti war schüchterner Natur, und so begnügte er sich den Mantel des großen Meisters zu erfassen, und dessen Saum zu küssen, und dabei leise zu sprechen: „ich bin der Eure mit Leib und Seele, wenn Ihr mich malen lehrt wie Ihr selber, und eben Ihr allein zu malen versteht."

Wohl vier Jahre lang führte der Giacomo

Robusti ein gar köstlich Leben in der Werkstatt des großen Tizian. Das war eine Seligkeit so unter seinen Augen arbeiten zu dürfen, oder ihm die Farben zu mischen, und neben seiner Staffelei stehend ihm zuzuschauen. Wie Ströme von Licht und Gluth floß es ja aus diesem gesegneten Pinsel, wie aus den Werken der edelsten griechischen Kunst wehte es den Beschauer an, von dem Malertuch her, und in der Modellirung konnte kein Meister vollendeter genannt werden dazumal, als eben der Tizian. Da gab es denn viel zu lernen, aufzumerken, nachzuahmen, zu ringen und zu streben, und der Robusti ruhte nimmer, bis seiner Arbeit ein freundlicher Blick oder Lob des Meisters zu Theil geworden. Gar bald begann der Tizian ganz besonders auf diesen seinen Schüler zu achten, und staunte oft im Geheimen über die Kraft und Kühnheit seines Pinsels. Die Compositionen des jungen Robusti waren freilich oft allzu massenhaft, die Figuren gespreizt, die Beleuchtungen zu grell, und seine Farbentöne zogen ihm gar manches Mal noch jenen Namen: „Tintoretto" zu, aber jeder Strich verrieth eine glühende Fantasie, eine echte Künstlerseele, und der gesunde Keim der künftigen Wunderblume schaute deutlich aus jenen rohen An-

fängen. Gar bald gewöhnte der Robusti sich selber an den Namen Tintoretto und nannte sich nicht selten so, und seine Mitschüler und jungen Freunde redeten auch in Kurzem mehr von dem Tintoretto als von dem Robusti. Das blonde Kind aber, das diesen Namen erfunden, war nach dem Tode ihrer Mutter, der schönen Violante Vecchio, nach Padua gesandt worden, in das Kloster der Schwestern vom Herzen Jesu. — Nun begab es sich aber, daß nach Ablauf von vier Jahren die Tochter Tizians heimkehrte in den Palast ihres Vaters. Ihr Erscheinen brachte gar manche Wandelung hervor in dem Leben des Meisters. Eine Duenna wurde dem jungen Mädchen zunächst beigegeben, wie solches die damalige Sitte erforderte. Lavinia empfing und erwiederte nun an ihrer Seite alle Besuche, und ein heiteres glanzvolles Leben rauschte von Stund an durch die weiten Hallen. Tizian aber sonnte sich in der Bewunderung, die Jedermann, unter den Hohen wie unter den Geringern seinem Kinde zollte, und sorgte fortan daß ihre Jugend dahinfließe in Festen und Freuden der mannigfaltigsten Art. Er sah vielleicht schon im Geiste den güldenen Reif der Fürstinnen die junge Stirn seines Lieblings schmücken, denn unter den Anbetern der blonden Lavinia sah man gar hohe Herren, und

es galt dazumal für eine nicht geringe Ehre die Tochter eines großen Meisters heimzuführen. Daß aber das Herz der Frauen ein gar wunderlich Ding, und ihr Sinn oft nach ganz andern Dingen steht als irdischen Ehren und Gütern, das sollte der Tizian jetzund an seinem Töchterlein erfahren. Die junge Lavinia kümmerte sich nämlich um Keinen jener Reichen und Vornehmen, die sie umdrängten, sie träumte nur von den Augen eines Einzigen, der einer der Geringsten war unter Allen, nämlich von den Augen des schönen Bildhauers Bologna. Nach seiner Liebe oder — nach dem Kloster stand das Verlangen der holdseligsten Frau Venedigs.

Die Erscheinung Lavinias hatte eine große Veränderung gebracht in den Palast ihres Vaters und in seinem Leben und Haushalt, aber eine noch größere in der Werkstatt des Meisters, allwo sie täglich einmal einige Augenblicke zu verweilen pflegte. Jedweder Schüler vergaß seine Arbeit, wenn ihre Schönheit vor ihm aufging wie ein Stern, und doch hätte Keiner unter Allen sich ihr zu nahen gewagt, denn wie eine Principessa schritt sie daher in ihren kostbaren Gewändern, und in ihrem Schmuck von Edelsteinen und Perlen. Nur Einer hatte mit ihr geredet — denn an der Staffelei dieses

Einen war sie nämlich stehen geblieben und hatte lächelnd gesagt: „ecco il Tintoretto!“ Seitdem war sie niemalen ohne ein freundlich Wort vorübergegangen an dem Giacomo Robusti, hatte seine Arbeit achtsam beschaut, und ihn hin und wieder über die Bedeutung dieser oder jener seiner Figuren befragt. Der Tintoretto lebte seitdem, von einem Tage zum andern, nur um dieses einen Augenblicks willen. Ehe Lavinia in der Malerwerkstatt erschien, malte der Schüler Tizians mit einem Eifer und Feuer, daß ihm die Wangen brannten als ob er im Sonnenschein auf den Steinen der Piazetta geschlafen. Er hätte wie der heilige Lucas selber malen mögen, noch besser sogar, damit nur ihre wunderbaren Augen eine Weile haften blieben auf dem Malertuch, und seine Fortschritte in jener Zeit waren staunenswerth. War sie aber verschwunden hinter jenem sammetnen Umhang, der die Malerwerkstatt von der Wohnung des Meisters trennte, so saß er ohne ferner mehr einen regelrechten Strich zu thun in träumerisches Sinnen verloren da. Tagtäglich reichte er ihr einen Strauß, wenn sie an seine Staffelei herantrat, und sie nahm ihn auch mit ihrem süßen Lächeln und trug ihn vor seinen Augen eine Weile in der Hand. Daß sie aber die Blumen

des Tintoretto, wenn sie die Malerstube verlassen, gleichgültig zu jenen zahllosen andern legte, die man ihr täglich als Zeichen der Huldigung und Anbetung zu Füßen warf, ahnete der Giacomo freilich nicht. Jene Granatblüthe oder jene Orangenblüthenzweige, die sie am Abend auf der Piazetta trug, allwo sie der Tintoretto mit Wonne und Qual von Ferne betrachtete, wenn sie am Arme ihres Vaters im hellen Mondlicht auf und nieder wandelte, waren niemalen aus jenem Strauße den sie in der Malerwerkstatt empfangen. Sie trug allezeit nur die Blumen aus der Hand eines Einzigen. — Glücklicher Francesco Bologna!

Der Tintoretto war aber jung und gläubig: — ein Lächeln Lavinias genügte von Neuem die Flammen der kühnsten Hoffnungen immer wieder anzufachen in seinem Herzen.

Ohne daß er zu sagen wußte, wann sie begonnen, war ja die Liebe und glühendste Leidenschaft für die blonde Tochter seines Meisters in sein Herz gezogen, und es war ein wildes trotziges Herz, das da liebte und das schönste Weib Venedigs zu besitzen begehrte. Ueber solche Herzen aber halten allezeit ein Engel und ein Dämon Wacht, und es ist oft um ein Kleines, daß die Engel sich weinend

abwenden und der Dämon selbiges Herz triumphirend an sich reißt, und der Blick und die holde Schmeichelrede, oder der Verrath eines reizenden Weibes haben Solches schon zu tausend Malen zu Wege gebracht. —

Der Meister Tizian lud seine besten Schüler allezeit ein zu jenen prunkenden Festen, die er, zu Ehren der Tochter und zu seiner eigenen Freude, seit der Rückkehr Lavinias so häufig zu veranstalten pflegte, wie denn überhaupt dazumal die Ehre in eines großen Meisters Werkstatt zu arbeiten einem Adelsbrief gleich geachtet wurde. In den vornehmsten Palästen sah man die jungen Maler vertraulich Arm in Arm wandeln mit den Nobili, und der Fuß des Tintoretto betrat so sicher die Mosaikplatten der prächtigsten Säle als sei er selber inmitten solcher Herrlichkeit geboren und aufgewachsen. Aber so groß auch sein Entzücken war in solchen Räumen der Geliebten eben so nahe sein zu dürfen wie der Vornehmsten Einer, und sie in ihrer vollen Schönheit anzuschaun, so mußte doch sein Herz just dort viel Leides erfahren, wenn nämlich Lavinia die Strahlen ihrer Augen Jedem zuwandte, und für Alle ein Lächeln und freundliches Wort hatte, die sie umdrängten. Und doch hörte er in-

mitten solcher Qualen immer und immer wieder eine Stimme die ihm zurief: „sei getrost — sie ist doch gegen Keinen von Allen so huldvoll, als gegen Dich, den armen Tintoretto! Eines Malers Kind wird mit Freuden auch wiederum eines Malers Weib!“

— Aber es kam endlich doch eine Stunde, allwo jene Stimme für immer verstummte, wo es ihm war als ob ein zweischneidig Schwert sein Herz zerspalte, eine Stunde, in der sein guter Engel sein Haupt verhüllte, und Solches geschah als der Tintoretto zuerst gewahrte, daß es doch Einen gab, den die Tochter Tizians anschaute wie sie Keinen angeschaut, mit dem sie zwar seltner redete als mit den Andern, bei dessen Namen aber ihr Antlitz in lichtem Purpur erglühte. — Glücklicher Francesco Bologna! — O, wie der Tintoretto ihn haßte! Seit er die Liebe Lavinias zu dem jungen Bildhauer erkannt, rang er mit den Furien der Hölle, die Martern der Eifersucht drohten ihm die Sinne zu rauben, und da war kein mitleidiger Engel nah, der ihm die Hand reichte. Oft verließ der Tintoretto, überwältigt von den Qualen seiner Leidenschaft, inmitten der eifrigsten Arbeit die Malerwerkstatt, warf sich in eine Gondel und ließ sich

halbe Tage lang umhertreiben — gleichviel wohin nur weit, recht weit hinweg von dem Palaste des Tizian. Dann lag er auf dem Boden des Schiffleins und selbst die Meeresluft, die durch das Fenster drang und den Vorhang des Eingangs hob, vermochte nicht seine Stirn und Wangen zu kühlen.

Er träumte alsdann, mit weit offenen Augen, wilde Träume von einer Flucht mit der Geliebten — von der Verzweiflung Bologna's, von der Seligkeit solchen Raubes. — Wenn aber der Abend kam, mußte ihn der Gondolier wieder heimrudern in den Canal grande, bis unter den Balkon der Geliebten, und dann schaute er hinauf wie ein müder Pilger zu dem Gnadenbilde, zu jenem Licht das hinter den rothen Umhängen zitterte, und lauschte voll von Entzücken und bitterm Leid auf jene Mandolinenklänge, die dann zuweilen hinaustönten in die Nacht, begleitet von der süßesten Stimme der Erde. Wohl ahnete die blonde Lavinia diese glühende Liebe und mühte sich die Qualen des Armen zu lindern, indem sie ihm mild zusprach wie eine zärtliche Schwester einem jungen Bruder, der auf gefährlichen Wegen wandelt, allein all' ihr Mühen war vergebens, eine solche Leidenschaft läßt sich nicht dämpfen durch Bitten und Thränen, wie

sich eine Feuersbrunst nicht von einem Regenschauer löschen läßt.

In jener Nacht im Palaste des Tizian fühlte sich aber der Tintoretto, als er die Laute zertrümmert, zum ersten Mal seit langer Zeit frei und glücklich. Selbst der Schmerz der Verbannung aus ihren Augen ging unter in einem wundersam süßen Gefühl befriedigter Rache, und erst am hellen Morgen, da er wieder an seiner Staffelei stand, kam etwas wie Reue und Zagen über ihn. Es bangte ihm vor dem Augenblick sie wieder zu sehen. — Aber sie kam nicht zur bestimmten Stunde, wie sonst wohl jeden Tag, und auch der Meister säumte zu erscheinen. Wie oft flogen die düstern Blicke des Tintoretto nach dem dunklen Sammetumhang, — er blieb regungslos. Keine weiße Hand hob ihn langsam, kein Seidengewand rauschte, keine wundervolle Frauengestalt erschien auf der Schwelle, kein Goldhaar schimmerte, keine Lippen glühten dort, kein Augenpaar strahlte ihm entgegen. Wie schlichen die Stunden langsam dahin, wie schienen die Farben so dunkel, wie waren Arm und Herz so schwer. — Da endlich trat der große Meister ein, zu seinen Schülern, und mit ihm seine Söhne, der schlanke Knabe Orazio und der junge Abbate Pomponio,

mit dem finstern Blick und eisigen Lächeln. Und Tizian war in ein festliches Gewand gekleidet, seine Stirn leuchtete wie von einem sonderlich frohen Gedanken, sein Blick war gütig und sein Lächeln mild. Auf seinen Wink scharten sich alle seine Schüler um ihn, und mit freundlichen Worten sie begrüßend that er ihnen in feierlicher Weise kund, daß seines „Hauses Krone und seines Herzens Liebling" sich vor wenigen Stunden einem Manne anverlobt, der sie binnen Kurzem heimzuführen gedenke als sein geliebtes Weib. Es sei dies — der junge, vielgerühmte Bildhauer Francesco Bologna.

Glücklicher Francesco Bologna!

Zu dem todtbleichen Tintoretto sagte aber der Meister: „folgt mir Giacomo Robusti, ich habe noch einen besonderen Auftrag für Euch von meiner Tochter Lavinia."

Er hörte nur diesen einen Namen und da wankte er denn wie im Traum in das kleine Gemach des Tizian, das neben der Malerwerkstatt belegen. Als er sich allda aber allein seinem Meister gegenüber sah, kam ihm plötzlich die Erinnerung dessen was er eben vernommen — und die volle Besinnung, zugleich und er rief mit häßlichem Lachen: „ei Meister Tizian, ich hoffte daß Ihr Euer Töchterlein für einen

wirklichen Principe aufgespart, und nun seid Ihr gar so eilig es wegzuwerfen an Einen der Schlechtesten unter uns! — —

Aber der Tizian blickte nur ernst, nicht zürnend den Verzweifelnden an, so daß der Tintoretto endlich die Augen niederschlagen mußte. Dann legte der Meister seine Hand auf die Schulter des Schülers und sagte: „mein Kind läßt Euch insbesondere grüßen, Giacomo Robusti, und hat Euch allezeit lieb gehabt, wie man einen treuen Bruder liebt, und bittet jetzt die Heiligen, daß selbige Euer Herz wandeln mögen, damit Ihr Beide einander dermaleinst begrüßet als Bruder und Schwester. — Auch begehrt die Lavinia ein Angedenken von Eurer Hand, einige Heiligenbildlein von Eurem Pinsel auf Pergament gemalt, damit sie selbige Tafeln in ihr Meßbuch lege und also Eurer auch in ihrem Gebete eingedenk sei. Als ich ihr sagte, daß solche zierliche Malerei nicht für Euch passe, hat sie mir geantwortet: „der Tintoretto vermag Alles wenn er nur ernstlich will, er wird seinen gewaltigen Pinsel zwingen fein und zierlich zu malen, weil ihn Lavinia, seine Schwester, bittet.“ So lautete ihre letzte Botschaft, denn vor einer Stunde hat sie die Reise nach Padua angetreten, allwo sie die wenigen

Wochen bis zu ihrer Ehe unter der Obhut der frommen Schwestern vom Herzen Jesu zu verleben begehrte. — Ihr habt aber wenig Zeit, Giacomo Robusti, denn heute in vierundzwanzig Tagen feiern wir die Vermählung Lavinias."

Da richtete der Tintoretto sein gesenktes Haupt empor und ein Blitz wilder Freude zuckte über sein bleiches Angesicht.

„Es geschehe was Eure Tochter geboten. Sie hat Recht, der Tintoretto vermag Alles wenn er ernstlich will. Die Täflein sollen am Trauungstage in den Händen meiner neuen Schwester sein, sie mag sie in ihr Meßbuch legen, wenn sie zur Kirche geht. Zürnt mir aber nicht, wenn ich sie nicht in eigener Person der Braut überbringe: ich gedenke meine Schwester Lavinia erst wiederzusehen, sobald sie unwiderruflich eines Andern. — Gestattet mir auch die kleinen Bilder daheim in meiner Klause zu malen. Ich versuchte noch niemalen dergleichen und mag nicht daß eines Andern Augen, selbst die Euren nicht, mir dabei über die Schulter blicken. Haltet auch Euren Sohn Orazio ab, daß er mich aufsuche, für eine Weile mag der Tintoretto verschwinden, bis er freiwillig zu Euch zurückkehrt aus seiner Verbannung."

„Sorgt nicht, mit dem Wissen und Willen des Tizian soll Euch Keiner stören und Lavinia mag Euch dermaleinst danken, daß Ihr ihren Wunsch erfüllet," antwortete hierauf der Meister.

Dann verneigte sich der Tintoretto tief vor ihm und verließ sonder Verzug das Gemach. Draußen in der Vorhalle harrte seiner der junge Orazio, allein er wies den Knaben finster zurück und ging hastigen Schrittes von dannen. Sein Wesen aber war seltsam verstört, und hätte ein frommer Priester ihn angeschaut in jener Stunde, würde er wohl erkannt haben, daß böse Geister Besitz genommen von dieser armen Seele, und daß das Feuer, das aus den Augen des Tintoretto blitzte, wohl nimmer eines Engels Hand angezündet. —

Von Stund an sah man den Tintoretto weder im Palaste des Tizian noch auf den öffentlichen Festen, selbst nicht einmal mehr auf der Piazetta, es war als sei er verschwunden von der Erde, und so Mancher auch im Laufe der nächsten Tage und Wochen an seine Thür klopfte, Keiner erhielt Einlaß, noch vernahm man einen Laut der Stimme

des Vermißten. Tag für Tag arbeitete der Tintoretto, in seiner Kammer in dem Sestier della Croce, mit einem Eifer als gälte es seine eigene Seele aus dem dermaleinstigen Fegefeuer im Voraus zu erlösen. Und er arbeitete nicht umsonst. Umgeben von feinen und wunderzierlichen Arabesken erstanden allmählich die Bildnisse gar mancher hehren Heiligen unter seinem Pinsel, und die blonde Lavinia hatte wirklich Recht: der Tintoretto konnte Alles sobald er ernstlich wollte. Denn in unvergleichlicher Farbenpracht und Zartheit leuchteten die Pergamenttäflein für das Meßbuch der Lavinia auf, die er bemalte. Aber es waren keine frommen Gedanken die ihn bei der frommen Arbeit erfüllten, denn bei all' den köstlichen Lichtern die er aufsetzte, bei all' der Lieblichkeit die in dem Angesichte der heiligen Barbara strahlte, bei all' der Hoheit in der Gestalt der Gebenedeiten, die sein Pinsel geschaffen, blieb die Stirn des Malers finster wie eine sternenlose Nacht, sein Auge starr und düster, seine Wangen bleich wie die eines Schwerkranken. Niemand begegnete ihm auch in dieser Zeit in der heiligen Messe, wie doch solchen Gang dazumal kein Meister versäumte der Heiliges zu malen wagte, und nur spät Abends hätte man den Tintoretto sehen kön-

nen wie er durch enge Gäßchen schlich, in eine Gondel schlüpfte und sich nach der Guidecca herüber rudern ließ. Allda besuchte er ein kleines zerfallenes Haus, in dessen Fenster man niemalen ein Lichtlein schimmern sah. Der Arzneihändler Zanchetti wohnte da, von dessen Geschicklichkeit sich die Leute wundersame Dinge erzählten. Es wagte aber dennoch selten einmal Einer seine Zuflucht zu dem Signor Zanchetti zu nehmen, denn man redete heimlich dem finstern Florentiner nach, daß er eben so geschickt einem Kranken das Todestränklein zu brauen wisse, als den Genesungstrank, und daß er vor Jahren sein eigen Weib und Kind daheim auf die grausigste Weise vergiftet. — Bei ihm blieb denn der Tintoretto Stundenlang. Wenn er endlich verstört und scheu aus dem verrufenen Hause trat und den Heimweg suchte, geschah es ihm allezeit, daß er in der Nähe des Rialto einen Knaben fand, der vor einem armen Lämplein in der Nähe eines Gnadenbildes, kleine gemalte Heiligenbilder feil hielt und sie den Vorübergehenden entgegenstreckte. Und es war als ob der hübsche Knabe es dem Tintoretto angesehen, daß ihm vielleicht vor allen Andern die Gesellschaft eines frommen Heiligen von Nöthen, er reichte ihm nämlich stets mit absonderlich eindringlichen

Worten und Blicken seine bunten Bildchen hin, und der Tintoretto hatte auch niemals das Herz sie abzuweisen. Er griff freilich danach ohne recht hinzuschauen und warf dann dem dankbaren kleinen Verkäufer dabei eine geringe Münze hin. Eine Strecke weiter versenkte er die Blättchen aber allezeit in den Canal, denn es war ihm als ob sie ihm die Finger versengten. — Armer Tintoretto! — Und sie waren wirklich vergangen, jene vierundzwanzig Tage von denen der Tizian geredet, und die Tafeln waren vollendet, als der Tintoretto zum letzten Male aus dem Hause des Florentiner's schlich. — Diesmal war es aber am frühen Morgen, wo das erste Leben sich regte auf den Brücken und in den Canälen. In der vergangenen Nacht hatte er vor seiner Thür eine Botschaft gefunden, geschrieben von der Hand des Tizian, welche ihm die Stunde des Vermählungsfestes anzeigte. — Der Signor Zanchetti selber geleitete jetzt den jungen Maler bis an die Schwelle seiner Thür, und übergab ihm allda erst ein äußerst kunstvoll gearbeitetes Kästlein von dunklem wohlriechendem Holz, mit silbernem Schlüssel verschlossen, und sagte leise dabei: „dadrinnen sind sie wohl verwahrt, Eure saubern Täflein, aber Ihr hättet sie mir noch vierundzwanzig Stunden länger lassen sollen, da-

mit das Gift besser eindringe. Doch denke ich, jedwede Hand die sie berühret muß in kürzester Frist verdorren, jede Lippe die ein Stäublein aus diesem Kasten trifft muß verwelken — sorgt Euch also nicht, Eure Täflein bringen sichern Tod. Lebt wohl — und so Ihr meiner wieder bedürfet, wisset Ihr daß ich gegen mäßige Zahlung mit Freuden Euer Knecht."

Und der Tintoretto verließ den Fremden und taumelte fort auf dem gewohnten Wege, durch die engen Gassen, wie ein Sinnloser. Es flimmerte vor seinen Augen, wild schlug sein Herz, seine Gedanken verwirrten sich. Es war ihm als schlügen die Glocken der Markuskirche an sein Ohr: — jene Glocken die zu Lavinias Trauung läuteten. Die Gluthen des Hasses wallten hoch auf bei dem Gedanken an den Mann, der jetzt die Geliebte vor aller Augen als sein Weib an seine Brust zog. Nein, nimmer, nimmer sollte diese herrliche Gestalt in den Armen eines Andern ruhn, da er, der verschmähte Tintoretto, sie nicht an sein flammendes Herz reißen durfte! Keinem, Keinem gönnte er die blonde Tochter seines Meisters, denn Einem — dem kalten Tode. Ihm allein vermochte er ohne Eifersucht die Geliebte zu überliefern. Lavinia

mußte sterben. Aber er selber, das fühlte der Tintoretto deutlich, vermochte nimmer das Tod bringende Käſtlein in ihre Hände zu legen, — er selber vermochte nicht sie zu sehen im bräutlichen Schmuck, in ihrem sinnverwirrenden Lächeln. Er konnte sie nicht sterben sehen, er wollte sie nur todt wissen, um dann tief, tief in die Fluthen des Canals sich und sein dunkles Geheimniß zu begraben. Aber wer, wer sollte der Todesbote sein für die blonde Lavinia? —

„Kauft mir den heiligen Rochus ab, lieber Herr!“ bat jetzt eine wohlbekannte Stimme. Der dunkellockige Verkäufer der kleinen Heiligenbilder trat ihm entgegen. Ein seltsamer Gedanke durchzuckte die Seele des Tintoretto.

„Nicht den Rochus allein — alle Eure Bilder kaufe ich Euch ab und bezahle sie gut, wenn Ihr mir zur Stelle einen Dienst leistet,“ flüsterte er, zu dem Knaben sich herabbeugend.

Die Augen des kleinen Verkäufers leuchteten vor Freude. Er schob seine Bilder in einen kleinen Kasten, erhob sich und sagte: „hier bin ich Signor, redet, was kann ich thun für Euch?“

„Wie heißt Ihr?“

„Andrea Schiavone.“

„Begleitet mich in die nächste Gondel. Wir werden dann ohnweit des Palastes des Tizian landen, allwo man heut die Vermählung der schönen Lavinia feiert, der Tochter des Meisters. Ihr sollt dies Käſtlein der Braut des Meisters bringen und es ihren eigenen Händen übergeben, dazu sprechend: Giacomo Robusti, den Ihr einst il Tintoretto genannt, sendet Euch dies. Es enthält die bestellten drei Tafeln für Euer Meßbuch, die er für Euch zum Angedenken bemalte, und er bittet Euch am Trauungstage selbige anzuschauen und seiner armen Seele dabei eingedenk zu sein im Gebete. — Habt Ihr mich verstanden, Andrea Schiavone?"

Der Knabe schaute mit staunenden Augen zu ihm auf, eine helle Freude flog über sein Gesicht und er fragte hastig: „Ihr seid wirklich der Tintoretto, der Schüler Tizians?"

„Warum fragt Ihr?"

„Weil man von Euch erzählt, daß dermaleinst ein größerer Meister aus Euch werden wird als der Tizian ist."

„Sie logen, die Euch dies sagten," antwortete der Robusti finster, „der Tintoretto ist ein armseliger Wicht, dessen Hand erlahmte und dessen Pinsel verdient versenkt zu werden in das Meer, allwo

es am Tiefsten. Sie haben mir das Licht genommen, mein Knabe, und meinen der Tintoretto könne im Dunkeln malen. Doch sieh, hier liegt eine Gondel, folgt mir, Andrea!"

Als der Knabe die Gondel verließ mit dem verhängnißvollen Käftchen, blieb der Tintoretto wie in starrer Betäubung zurück. — Er wollte ihm nachrufen als er so leicht und fröhlich auf die Riva sprang, er wollte den Arm ausstrecken ihn zurückzuhalten, aber die Zunge versagte ihm den Dienst und sein Arm war gelähmt. In die Kissen der Gondel zurücksinkend fühlte er die Schauer des Todes. Das leise Singen des Gondoliers däuchte ihm ferner Grabgesang. Er sah im Geiste wie die frommen Brüder die schönste aller Leichen vorübertrugen im offenen Sarge, das herrliche Antlitz der Sonne zugekehrt starr und todt, die strahlenden Augen für ewig geschlossen, weinende Jungfrauen folgten, und Leidtragende, die um sie klagten, schritten hinter dem Sarge her in unabsehbarem Zuge. — „Sie starb an einem furchtbaren Gift, das schneller töd-

tet denn der Blitzstrahl selber — Fluch dem, dessen Hand es ihr reichte." — Und dann wieder folgte sein Geist den Schritten des Knaben Andrea — jetzt betrat sein Fuß vielleicht die Schwelle ihres Gemachs, jetzt erschien sie vor ihm in dem vollen Glanze ihrer Schönheit, jetzt lächelte sie dem Boten entgegen, jetzt nahm sie vielleicht das Kästlein aus seinen Händen, der Botschaft lauschend, die der Knabe brachte — jetzt — o, welche Qualen durchzuckten den Unglücklichen — drehte ihre weiße Hand den Schlüssel, der Deckel sprang auf, die Täflein enthüllten sich ihren Augen, sie berührte sie mit ihren schlanken Fingern, sie neigte sich über das Bildniß der Gebenedeiten — „Lavinia!" schrie da der Tintoretto gellend auf, dann verließen ihn die Sinne. — —

Wie lange er ohne Regung am Boden der Gondel gelegen, er wußte es nicht als er die Augen öffnete. Aber Andrea war noch nicht wiedergekehrt, und das Warten ist ein schweres Ding, sonderlich mit einem bösen Gewissen. Es duldete endlich den Tintoretto nicht länger in der Gondel. „Wartet meiner an dieser Stelle," flüsterte er dem Gondolier zu, und schlüpfte auf die Riva. Durch ein Seitenpförtchen schlich er in den Palast. Es

war seltsam leer und still in den weiten Vorhallen, allwo sich sonst eine Schaar reich gekleideter Diener umhertrieb. Ohne einem Menschen zu begegnen gelangte der Tintoretto in den schmalen Hof, wo ein Springbrunnen plätscherte, eine Marmortreppe führte von dort in die Malerwerkstatt und in die Gemächer des Tizian. Was er da wollte, wußte der Tintoretto nicht, er taumelte wie von wirren Träumen befangen daher, er wollte sterben zu den Füßen der todten Lavinia. Da, auf der ersten Stufe der Treppe, dem Tintoretto den Rükken zuwendend, saß der Knabe Andrea und zeichnete. Das verhängnißvolle Kästchen stand weit geöffnet vor ihm, das Licht fiel auf die Pergamenttafeln und auf das Bildniß der Gebenedeiten mit dem göttlichen Kindlein. Einen Augenblick stand der Tintoretto wie zu Stein erstarrt, dann stürzte er mit einem Schrei und dem Sprunge eines Löwen auf den Knaben zu, riß das Käftlein vom Boden, schlug den Deckel in's Schloß und barg es in den Falten seines Mantels.

„Um aller Heiligen Willen, was thatet Ihr?“ keuchte er mühsam hervor.

„O zürnt mir nicht,“ bat der schreckenbleiche Knabe, fiel auf seine Knie und erfaßte den Saum

des Mantels des Tintoretto. „Hört mich an! Ich habe sie nicht berührt, Eure Täflein, kein Stäubchen von meinen Händen ist auf Eure wundersame Malerei gefallen, ich habe nur meinen Augen gestattet sie anzuschaun! Hatte mich doch schon so viele Monden danach verlangt einmal ein Werk des Tintoretto zu sehen, von dessen farbenreichem Pinsel ich so viel reden hörte. Wie konnte ich nun heute, da ich Eure Täflein in den Händen hielt, die Augen schließen? Seht her, ich war kühn genug Eure Himmelskönigin nachzuzeichnen! Mittlerweile hat man wohl die Braut zur Kirche geleitet, es ist so still geworden hier, und vordem liefen sie Alle durcheinander, vordem hatte Niemand Zeit mich anzuhören noch anzumelden, man hieß mich warten, und so wartete ich bis jetzt, aber die Zeit wurde mir nimmer lang. Ich denke der Zug wird bald heimkehren, gebt mir das Kästlein wieder, ich trage es der Braut hinauf!“

„Nimmermehr, die heilige Jungfrau hat ein Wunder gethan und Euch zum Werkzeug ausersehen, eine verlorene Seele zu retten,“ sagte da der Tintoretto feierlich, und legte seine Hand auf das Haupt des Knaben. „Andrea Schiavone, Ihr wißt nicht, welchen Dienst Ihr mir geleistet. Steht auf

und kommt an mein Herz. Sagt, es ist Euch doch wohl, Ihr fühlt doch keinerlei Schmerz und Pein in Euren Gliedern?" fuhr er angstvoll fort, und schaute forschend in das Antlitz Andrea's.

„Seit Ihr mir verziehen fühle ich mich froh und frei wie ein Vogel in der Luft," lautete die Antwort.

— Ja, die heilige Himmelskönigin hatte ein Wunder gethan; das Gift des Florentiner's hatte dem Knaben keinerlei Schaden gebracht.

„Gebt mir die Zeichnung," sagte dann der Tintoretto. Staunend weilten seine Augen auf den feinen und freien Linien, die diese kleine Hand gezogen; ja es war wirklich seine Himmelskönigin wie er sie selbst geschaffen, Zug um Zug hatte sie der Andrea nachgebildet, kein Strichelchen noch Pünktlein fehlte. „Wollt Ihr der Schüler eines großen Meisters werden, Andrea Schiavone?" fragte endlich der Tintoretto.

Da leuchtete eine namenlose Seligkeit auf, in den Augen des Knaben, und er bedeckte die Hände des Tintoretto mit leidenschaftlichen Küssen und rief: „Solches war ja allezeit mein brünstig Gebet zu meinem Schutzpatron! Ich hatte sie ja alle selber gemalt, jene armen kleinen Heiligenbilder

die ich verkaufte, und hoffte von Tag zu Tag daß sie einmal vor die Augen eines Malers kommen möchten, der dann den armen Andrea fragen würde, ob er sein Lehrbube werden wolle. O, wie sollte ich Euch genugsam danken so Ihr mein Fürspre=cher und Schutzherr werden wolltet, Giacomo Ro=busti."

„Mit Eurem Schweigen, mein Knabe. Nicht Mann noch Weib darf jemalen erfahren, daß Ihr mit diesem Kästlein und diesen Tafeln an die Toch=ter des Tizian gesandt worden. Gelobt mir das bei der Seele Eurer Mutter. Und nun begleitet mich heim, mein Knabe, ich habe mit Euch weiter zu reden."

Wenige Tage später, die blonde Lavinia war schon ihrem Gatten nach Bologna gefolgt, ohne den Tintoretto wieder zu sehen, stand derselbe, wie vormalen, in der Malerwerkstatt des Tizian vor seiner Staffelei. Neben ihm saß aber der junge Andrea, an einem niedern Tisch und zeichnete. Der Meister Tizian hatte auf dringliches Bitten des Tintoretto den Knaben als seinen Schüler ange=nommen, und schon nach wenigen Stunden erkannte sein Blick die hohe Begabung Andrea's. Aber er

ahnete noch nicht, daß binnen wenigen Jahren der Ruhm des Andrea Schiavone fast den seinigen verdunkeln, und aus dem kleinen Verkäufer der Heiligenbilder der Schöpfer jener leuchtenden Fresken werden würde, die das Entzücken der Lebenden waren, und die Bewunderung späterer Geschlechter erregten, und der Tintoretto träumte auch wohl nimmer beim Gedanken an seinen Schützling von solchen Dingen. Es litt ihn aber, seit der Andrea der Schüler des Tizian geworden, nicht mehr in der Werkstatt seines alten Meisters. Der Anblick Andrea's trieb ihm allezeit das Blut in die Wangen und ließ sein Herz heftiger schlagen. Eine tiefe, bittere Betrübniß, eine dumpfe Angst und Reue lähmte ihm Leib und Seele. Stundenlang saß er daheim in seinem Kämmerlein und starrte auf das leere Kästchen, das einst die vergifteten Pergamenttafeln eingeschlossen, oder er stand auf der Rialtobrücke und schaute hinab in die Fluthen allwo er die Bilder versenkt, und finstere Gedanken kamen über ihn. — Vergebens forschte der Meister Tizian nach der Ursache seines Grams, er beharrte ihm gegenüber in düsterm Schweigen.

„Ich weiß, Ihr kränkt Euch, daß Euch die Pergamenttäflein nicht gelungen, für das Meßbuch der

Lavinia," sagte Tizian, „aber Ihr werdet doch ein großer Meister werden wenn Ihr auch Solches verfehltet! Fasset Muth und beginnt ein großes Bild, Giacomo Robusti!"

Aber er faßte keinen Muth, der Tintoretto und versank immer mehr in ein seltsames Brüten und Trauern. So stand er denn auch wieder einmal im Mondenschein auf seinem Lieblingsplatz, der Rialtobrücke, und schaute in die Wellen, und hing seinen dunkeln Gedanken nach, da legte sich eine Hand auf seine Schulter, und der Tintoretto schaute, sich wendend, in das lächelnde Angesicht des alten fröhlichen Meisters Piombo.

„Ihr seid der Giacomo Robusti, den die blonde Lavinia einst il Tintoretto nannte, ist's nicht so?" fragte seine tiefe Stimme.

„Ich bin es. Erinnert sich der Liebling Venedigs des armen Schülers?"

„Seines Gesichtes nicht, aber seines Pinsels. Tizian zeigte mir oftmals Eure Arbeiten, wenn Ihr eben nicht in der Werkstatt, und erzählte mir von Eurem wunderlichen Wesen, das Ihr seit einigen Monden angenommen. Ich weiß was Euch quält. Es steckt Großes in Euch, aber Ihr dürft nicht in Venedig

bleiben wenn Ihr leuchten wollt. Neben der Sonne sieht Keiner die Strahlen eines Sterns!"

Der Tintoretto hob den Kopf, seine Augen blitzten. „Ja, Ihr habt Recht, fort, fort von Venedig," murmelte er. „Aber wohin soll ich gehen? Ihr vergeßt, daß ich arm bin, lieber Meister, und noch keinen Namen habe."

„Und Ihr vergeßt daß ich reich bin, um mit ärmern Brüdern meinen Reichthum zu theilen. Ich gehe Morgen nach Rom, vielleicht auf ein Jahr, vielleicht auf immer. Michel Angelo, der Größte unter den Großen, lockt mich in seine Zauberkreise. Begleitet mich, ich will für Euch sorgen wie Euer Vater, bis — Ihr mich nicht mehr braucht, Giacomo Robusti."

Da wehte es plötzlich den Tintoretto an wie Himmelsluft, seine heilige Kunst stand in aller Herrlichkeit, ein leuchtender Genius, vor ihm, Lorbeerzweige in den Händen haltend. Und leidenschaftlich die Hand Piombo's ergreifend, rief er: „Ich folge Euch, Sebastiano Piombo, bis an's Ende der Welt, nur fort, fort von den Wellen des Canals. Wenn Ihr mich aber zu Michel Angelo führt, will ich ein neues Leben beginnen mit dem Wahlspruch:

„die Zeichnung von Michel Angelo, die Farben von Tizian."

Viele Jahre blieb der Tintoretto in Rom, und kehrte erst nach dem Tode seines großmüthigen Schützers und Freundes nach Venedig zurück, alldieweil nun einmal kein echtes Kind der Lagunenstadt in Frieden leben und sterben kann, fern von den Wellen der Adria und dem Taubenschwärmen des St. Markus.

Er kehrte anders zurück als er gegangen, ruhiger, stolzer — ein tüchtiger Meister. Das Leben in Rom hatte ihn in seinen sinnberückenden Strudel gerissen, Michel Angelo hatte ihm gütig die Hand gereicht, Sebastiano Piombo war großherzig und freigebig, und der schönen Frauen gab es Viele in der ewigen Stadt. In solcher Atmosphäre des Glückes und Wohllebens mußte sich das reiche Talent des Tintorteto wohl in leuchtender Herrlichkeit entfalten. — Zahllose Bilder entstanden, unter ihnen strahlende Schöpfungen, die jenes Motto des jungen Meisters keck an der Stirne tragen durften: die Zeichnung von Angelo, die Farben von Tizian. Aber ein Madonnenbild war nicht unter ihnen,

noch irgend eine Scene aus dem Leben der Heiligen. Seit er mit dem Bildniß der Gebenedeiten jenen ungeheuren Frevel getrieben, den ein Wunder unter Beihülfe des jungen Andrea zu Nichte werden ließ, konnte der Tintoretto kein frommes Bild mehr malen, so sehr er sich oft mühte, kein Zug, keine Linie wollte ihm gelingen, keine Farbe haften. — Gar oft schleuderte er nach solchen vergeblichen Versuchen den Pinsel weit von sich und starrte Stundenlang auf jenes verhängnißvolle Kästlein, das er zum Andenken an jene schwerste dunkelste Stunde seines Lebens aufbewahrt, und allezeit neben seiner Staffelei stehen hatte, und gedachte Lavinia's und seiner Sünde. Und dann erwachte die alte Liebe wiederum in seinem Herzen so allgewaltig, und das rasende Verlangen nach ihrer Schönheit, daß es ihm war, als könne er jenes Verbrechen, das sein guter Engel verhütet, noch einmal begehen. — Es war noch keine Reue in ihm. Erst nach vielen Mühen und Zureden des Piombo gelang es den Tintoretto in die Gesellschaft der Frauen zu bringen, und es währte eine lange Weile ehe er die stolzen Gestalten und die brennenden Augen der Römerinnen verführerisch fand. In dem Schmerze um den Verlust Piombo's, dieses prachtliebenden

fröhlichen Meisters, der im Tode als der Aermste erscheinen wollte, und sich ohne Kerzen und Priester begraben ließ, fand der Tintoretto plötzlich die Einsamkeit unerträglich und heirathete eine junge reiche Römerin, die ihn anbetete. Als er nach Venedig zurückkehrte, folgte sie ihm mit dem Kinde, das sie ihm geboren, einem blonden Töchterlein, genant Lavinia.

Der Palast des Tizian stand leer, als der Tintoretto wieder einzog in die geliebte Vaterstadt, der Meister weilte eben in Florenz, und auch der junge Schiavone hatte ihn dorthin begleitet. Fremde Menschen sammelten sich um den Tintoretto, und es war ihm oft Anfangs zu Muthe, als habe er ein Jahrhundert verschlafen, und einen furchtbaren Traum geträumt. Er begann aber mit allem Fleiß zu arbeiten und gar bald strömten die Bewohner Venedigs in Massen herbei, um die Werke seines Pinsels anzustaunen, und da war kein Palast mehr, der nicht ein Bildniß oder eine Freske aufzuweisen hatte von der Hand des Tintoretto. Der Tizian selber war seines Lobes voll als er heimkehrte und der junge Schiavone arbeitete bald ebenso viel in der Werkstatt des Tintoretto, denn in der des Tizian.

So lebte der Tintoretto denn in immer wach-

sendem Ruhm und in hohen Ehren, viele Jahre lang, und es wiederfuhr ihm keinerlei Leides, und selbst jene tiefe Wunde, die ihm die Liebe zu der schönsten Frau Venedigs geschlagen, vernarbte allmählich. Sein ältestes Töchterlein ließ ihm auch keine Zeit zu irgend welcher Kümmerniß, man rühmte sie als die leuchtendste Blume der bella Venezia, und sie war der Stolz ihres Vaters und der Abgott seiner Seele. Glich sie doch seltsamer Weise der blonden Lavinia, hatte sie doch dasselbe goldene Haar, und die dunkeln wundersüßen Augen. Nur jener stolze Ernst der Tochter Tizians fehlte in dem reizenden Antlitz der jungen Alezia, es war eitel Sonnenlicht und Lächeln in ihren Zügen. Auch verstand sie den Pinsel zu führen, und sonderlich wußte sie Blumen mit einer so wundersamen Treue zu malen, daß man ihren Duft zu athmen meinte, und sie mit den Fingern hätte wegnehmen mögen von dem Malertuch. Da arbeitete sie denn oft in der Werkstatt des Vaters dicht neben seiner Staffelei, und das Angesicht des Tintoretto strahlte, wenn er seinen Liebling anschaute. Seine Augen hingen dann an ihrer zarten Gestalt, an der das einfache Gewand sanft niederfloß, und an den köstlich reinen Linien des Profils und an der wunderschönen Hand, die den

Pinsel führte, und dabei lauschte er auf den Ton ihrer Stimme, wenn sie zu ihm redete, und sein Herz wurde ihm leicht und frei dabei, denn diese Stimme klang so fröhlich wie der Ton eines jungen Vogels im Frühling. Die blonde Alezia hing wieder=um mit tiefster Zärtlichkeit an dem ernsten Vater, und sagte zu tausend Malen in ihrer scherzenden Weise: „ich werde nimmer eines Mannes Weib, so ich nicht Einem finde der so ist wie Ihr, mein Vater. Aber er muß auch so aussehen wie Ihr, so wun=dersam ernst, und so blicken wie Ihr blickt, und so traurig lächeln, sonst wird er mir nicht gefallen!“

Da sagte der Tintoretto einmal: „findet Ihr nicht daß der Andrea Schiavone mir gleicht, Alezia?“

Und plötzlich senkte das Mädchen tief ihr Köpf=chen, und eine helle Gluth überströmte Antlitz und Nacken, und die Hand, die den Pinsel hielt, zitterte. Es währte eine geraume Weile ehe sie wieder re=dete, und dann klang ihre Stimme seltsam verändert.

„Der Andrea hat mir ein gar schönes Madon=nenbild gemalt für mein Meßbuch,“ sagte sie, „da Ihr mir's immer verweigert, mein Vater. Wie oft habe ich Euch darum gebeten, und es ist mein einziges Leid daß Ihr niemalen ein frommes Bild malt.“

Da schlang der Tintoretto seinen Arm um sein Kind, zog es fest an seine Brust und sagte: „wenn ich eine schwere Sünde abgebüßt die mein Jugendleben verdunkelt, werden die Heiligen auch wieder meinen Pinsel weihen zu ihrem Dienste. Fragt mich aber nicht mehr danach, Alezia, Ihr macht mir Schmerz." — —

Dies Wort nun hatte die blonde Alezia tief bekümmert und sie verlor es nimmer aus ihrem Sinn, und gedachte der Rede des Vaters Tag und Nacht. Und sie fragte endlich die Mutter heimlich nach der Deutung der dunklen Worte des Vaters, und diese meinte, daß nur Einer jenes Geheimniß in dem Leben des Tintoretto durchschaut, das auch ihr schon so manche Thräne gekostet, und das sei der Andrea Schiavone. „Er war sein Schüler und ist jetzt sein treuester Freund," fuhr sie fort, und glättete das Haar des Mädchens kosend mit der Hand, „redet mit ihm, Alezia, er kennt sicherlich das ganze Leben des Tintoretto. Euer Vater liebte mich nie genugsam um mir sein Herz zu enthüllen. Wie oft verweilt er aber Stundenlang allein mit dem Andrea in der Werkstatt in tiefen Gesprächen, aber sie reden so leise miteinander daß ich nimmer ein Wort zu erlauschen vermochte!"

Und Alezia redete mit dem Andrea eines Tages, — aber stockend, erglühend und mit bebender Stimme, denn der heiße Blick Andrea's ruhte ja unverwandt auf ihrem Antlitz, und o — was sagte dieser Blick! Als sie geendet, waren tief die Augen Andrea's traurig geworden, er neigte sich über die Hände Alezia's, küßte sie leise und sagte: „mein Herzblut möchte ich hingeben Tropfenweise, um Euern Kummer zu lindern, allein ein Schwur schließt mir die Lippen und selbst Eure Bitte vermag sie nicht aufzuschließen. Dort jenes dunkle Kästlein, das Ihr allezeit neben der Staffelei Eures Vaters stehen seht, birgt den bösen Zauber, der die Seele des Tintoretto gefangen hält, nämlich eine Erinnerung. Betet Alezia, die Heiligen des Himmels verschließen nimmer ihr Ohr solchen Bitten, der Tintoretto wird dann erlöset werden von dem Drucke der auf ihm lastet."

„Und er soll bald, bald erlöset werden," antwortete Alezia, und ihre Augen leuchteten wundersam auf von einem hellen Gedanken. „Dann erst werden wir Alle glücklich sein, Andrea."

An demselben Abend, da Alles zur Ruhe, schlich sich Alezia in die Malerwerkstatt. Eine Lampe trug sie in der einen Hand, mit der andern drückte sie ihr Meßbüchlein fest an die Brust. In der Nähe des verhängnißvollen Käſtchens setzte sie die Lampe nieder. Es war kein Schlüssel daran, aber als Alezia es emporhob, und hin und her wendete, sprang der Deckel nach einem leichten Druck ihrer Finger auf. Ein seltsamer betäubender Duft quoll ihr entgegen, als sie das holde, bleich gewordene Antlitz über dasselbe neigte. Dann küßte sie inbrünstig ihr Meßbuch und das Madonnenbild des Andrea, und legte Beides hinein, ein frommes Gebet murmelnd. — Sie träumte gar wunderſüß in der folgenden Nacht, die blonde Alezia, die Himmelskönigin selbst erschien ihr und breitete die Arme nach ihr aus, und der Vater stand an der Staffelei, und auf dem Malertuch leuchtete die Gebenedeite in strahlender Herrlichkeit. Früh, ehe sich noch die Sonne erhoben, schlüpfte sie wieder in die Werkstatt, und holte ihr Kleinod aus dem dunklen Käſtchen hervor. Ein feiner grauer Staub lag auf dem violettnen Sammet des Meßbüchleins und die silbernen Klammern hatten ihren hellen Schein verloren.

„Allnächtlich sollt du nun dort ruhen, geweihtes Buch, bis der böse Zauber weicht," — flüsterte sie, küßte es, eilte in ihr Kämmerlein, und kniete dort lange nieder in brünstigem Gebet für die Seelenruhe des geliebten Vaters. — Dann öffnete sie das Buch und beschaute das Marienbild des Andrea. Es war ihr als seien die Farben verblichen, oder als ob ein Schleier sich auf ihre Augen gelegt. Eine plötzliche Angst kam über sie, wie war doch die Luft so schwer und heiß. — Sie öffnete das Fenster, die Morgenfrische wehte ihr belebend entgegen. Dann ordnete sie ihre Gewänder und legte sie zurecht zum Besuch der Messe. Aber, — o ihr himmlischen Heiligen, — welch' ein Schmerz durchzuckte da mit einem Male ihr Herz, welche Nacht legte sich auf ihre Augen! — Die Füße wurzelten am Boden als könnten sie nimmer wieder einen Schritt wagen, — sie wollte rufen, die Stimme versagte, — die eisigen Finger umklammerten noch das Meßbüchlein, dann sank die blonde Alezia in starrer Ohnmacht zu Boden. — Als für eine kurze Weile Leben und Bewußtsein wiederkehrten, fand sich Alezia an der Brust ihres Vaters. Ihr zur Seite kniete die Mutter, todtenbleich und bebend, und Andrea war auch da — der verzweifelnde Andrea. Aber der Blick des

Mädchens war so wundersam verwandelt, der Athem ging so schwer, Eiseskälte hatte lähmend die süßen Glieder beschlichen. Und leise, leise, kaum hörbar flüsterte Alezia: „weinet nicht um mich, weil ich sterbe. Die Himmelskönigin hat meine Stirn geküßt, ich werde seliger sein denn alle Heiligen. Ihr werdet jetzt wieder fromme Bilder malen, mein Vater, ich habe ihn von Euch genommen jenen bösen Zauber im Kästlein — das Meßbuch —" die Stimme brach.

Da schrie der Tintoretto auf in wahnsinnigem Schmerz, schaute mit irrem Blicke um sich, und stürzte neben dem Lager seines sterbenden Kindes sinnlos zu Boden. — Als er wieder erwachte aus seiner langen todtenähnlichen Erstarrung, da sah er sein Weib in Thränen am Boden hingeworfen, zu Häupten Alezia's knieten fromme Mönche in stillem Gebet, und ihr zu Füßen Andrea Schiavone. Das Todtenlichtlein brannte — Alezia war gestorben. — —

Da hieß der Meister sie alle hinausgehen, verlangte sein Malergeräth und seine Staffelei, und begann zu seiner eignen Sühne sein todtes Kind zu malen, ehe die grausame Hand des Todes diese wunderschönen Züge entstellt. Keine Thräne trat in seine brennenden Augen, keine Muskel des verstei-

nerten Angesichts zuckte. Bis die Schatten des Abends auf die Erde sanken, blieb er allein bei seinem todten Liebling, aber als er aus der Kammer trat und das Bild vollendet, war der Meister Tintoretto zu einem Greise geworden mit weißem Haar.

An dem Begräbnißtage der schönen Alezia hat der Tintoretto das Bild einer Himmelskönigin begonnen, das er in kurzer Frist vollendete und der Kirche Maria della Salute schenkte, und welches das strahlendste, das je seine Hand geschaffen. Es trug die Züge seines gestorbenen Kindes.

Das verhängnißvolle Kästchen war seit dem Tode Alezia's aus der Malerwerkstatt verschwunden, mit ihm das Meßbuch der todten Alezia. Der Tintoretto fragte aber niemals danach. — Andrea Schiavone, dessen Ohr noch die letzte Beichte der Sterbenden empfangen, als den unglücklichen Vater die Sinne verlassen, trug sein verwundetes Herz nach Rom, und kehrte erst nach vielen Jahren zurück nach Venedig. —

Der Tintoretto hat nach dem furchtbaren Tode seines Kindes fortan nur fromme Bilder gemalt, aber gelächelt hat er nimmer wieder. Hohen Ruhm erwarb ihm sein jüngstes Gericht, seine Anbetung des goldenen Kalbes, eine herrliche Kreuzigung, die heilige Agnes

und ein heiliger Rochus. Im Jahre unseres Herrn 1594 begann und vollendete der Tintoretto aber sein größtes Bild für den Dogenpalast: das Paradies vorstellend, eine 30 Fuß hohe und 74 Fuß lange Glorie von mehr als hundert Figuren. Und als er den letzten Pinselstrich gethan, rief ihn endlich die gnadenreiche Himmelskönigin in das wirkliche strahlende Paradies, zur heißersehnten seligen Vereinigung mit Allen, die dies heiße Herz auf Erden geliebt.

Der Rosenkranz der Dame de Sade.

Der ehrwürdige Pfarrherr von St. Roche war damals, im Jahre 1751, durch Hinterlassenschaft einer im Kloster zu Avignon verstorbenen Verwandten, in den Besitz einer wundersamen Reliquie gelangt, von der ganz Paris mindestens einen Monat zu reden beliebte. Es war nämlich der Rosenkranz der kaltherzigen Geliebten des berühmtesten Sonettendichters der Welt, der blonden Laura des Petrarca, Gemahlin des Ritters Hugo de Sade. Ein vergilbtes Pergament war der Perlenschnur beigegeben, worauf allerlei noch unbekannte Züge aus dem Leben der schönen Frau verzeichnet waren, wie man meinte, und das der kluge Priester mit ganz besonderer Aufmerksamkeit im Geheimen studirte. — Das Manuscript besagte gleich im Eingang, daß der Rosenkranz von den Händen des Papstes Clemens II. selber geweiht worden, als er sein geliebtes Avignon besucht, um allda mit Karl von Luxemburg zusammenzutreffen. Die runden

Kugeln sahen aus als ob tausend Thränen darauf gefallen, sie waren verblichen und abgenutzt als ob bebende Finger sie krampfhaft unzählige Male aneinandergepreßt. — Viele schöne Augen, und Paris war dazumal auch nicht eben arm an schönen Augen, hatten diese Reliquie schon angestaunt, und gar manche süße Lippe sie geküßt, denn es ging die Sage daß solches Beschauen und solcher Kuß vor jedem Unheil in der Liebe bewahre. Andere meinten, daß man jung und ewig reizend davon werde, wie die Dame de Sade selber gewesen, und Manche sogar wollten behaupten, daß ein Kuß auf die abgegriffenen Perlen der vielgeliebten und vielgefeierten Laura, die Treue des Geliebten wie des Ehegemahls auf alle Zeiten sichere. Es war daher wohl nicht eben zu verwundern daß der ehrwürdige Pfarrherr zu allen Tageszeiten, verschleierte und unverschleierte, andächtige Besucherinnen in das kleine Gemach eintreten sah, allwo der Rosenkranz Laura's, auf den Blättern eines Meßbuchs befestigt, ausgestellt war. Der fromme Vater konnte zuweilen nicht umhin, von dem runden Thürfenster seiner eignen, nebenliegenden Zelle, den verhüllenden Vorhang ein Wenig fortzuziehen, und die Kommenden zu beobachten. Manche beschauten nur

schweigend und lächelnd die Reliquie, und glitten dann geräuschlos von dannen, das waren die wunschlos Glücklichen, Andere küßten sie inbrünstig, seufzten und rangen wohl auch die Hände dabei. — Der Pfarrherr von St. Roche wurde gar oft gestört in der Geschichte der Heiligen, die er in stillen Stunden zu lesen pflegte, durch all' diese Dinge, und doch mußte er immer wieder hinschauen. — Am Hofe Ludwig's XV. ließ man sich von diesem Rosenkranz Laura's ebenso gern erzählen, als in dem Kämmerlein der armen Nätherin, und die schöne Madame de Châteauroux, die Geliebte des Königs, bestürmte den Herzog von Richelieu wahrhaft mit ihren Fragen nach der Geliebten eines armen Poeten, von der man nach Jahrhunderten noch wußte, welche Kleider sie am Liebsten getragen. — Die vornehmen Frauen St. Germains schlugen mit Eifer allerlei Bücher nach, um von der blonden Dame de Sade zu lesen, von der man bis zur Stunde kaum etwas gewußt, und die hübschen Grisetten des Quartier Latin, wurden nicht müde ihre jungen Freunde auszuforschen über die Geschichte der blonden Laura. —

Dies lebhafte und allgemeine Interesse führte sogar seltsamer Weise eine Art Waffenstillstand in einem hef-

tigen Kampfe herbei, der kurz zuvor zwischen den Schauspielerinnen des Theater Français ausgebrochen war. — Man wollte nämlich an dem bevorstehenden Namenstage der Châteauroux die berühmte Zaïde des Voltaire aufführen, aber mit neuer Rollenvertheilung. Madelaine Gouffin nämlich, für deren reizende Persönlichkeit der Dichter vor achtzehn Jahren dieses Stück geschrieben, war im Laufe der Zeit sehr korpulent geworden und hatte einen kurzen Athem bekommen. Trotzdem hielt sie jene Rolle, in der sie ihre größten Triumfe gefeiert, mit all' ihren Kräften fest, und die versammelte Schaar ihrer einstigen Verehrer sammelte sich unter ihrer hochgeschwungenen Fahne. Als ihre Nebenbuhlerin trat die Tochter der einst berühmten Schauspielerin Madame Hus auf, die kaum siebenzehnjährige Laura, das hübscheste, graziöseste Geschöpf in ganz Paris. — Man war, nach langen, fruchtlosen Wortkämpfen, endlich dahin übereingekommen daß Voltaire, der Dichter selbst, den Streit entscheiden solle. Der alternde Herr, nun, von beiden Damen mit Bitten und Thränen bestürmt, war offenbar in keiner beneidenswerthen Lage. Die Gouffin, deren Spiel und Erscheinung einst die Zaïde den größten Theil ihres Erfolgs zu danken

gehabt, konnte er doch nicht so gröblich beleidigen, indem er ihr die Rolle abnahm, und die kleine Hus entzückte ihn doch dermaßen daß er sich gar zu gern ihren Dank verdient hätte. — Er entschloß sich endlich seiner peinlichen Situation dadurch ein rasches Ende zu machen, daß er der Kleinen feierlichst die Rolle der Zaïde versprach, wenn sie ihm dagegen öffentlich, vor dem gesammten Theaterpersonal, die Gunst eines Kusses zu schenken geloben wolle. Daß Laura vor solch' kleiner Scene nicht zurückschrecken werde, wenn es galt den höchsten Wunsch ihres Lebens erfüllt zu sehen, nämlich die ersehnte Bühne des Theater Français zu erobern, bezweifelte er keinen Augenblick, — die junge Schauspielerin war ein echtes Kind jener Zeit, die dergleichen Dinge nicht sonderlich schwer nahm. Sie geizte nicht mit ihren verlockenden Blicken und ihrem bezaubernden Lächeln, davon war der Dichter täglich Zeuge, und vermehrte durch diese Verschwendung die Zahl ihrer Anbeter fast stündlich. — Und doch war Einer unter diesen, der über solche Verschwendung außer sich war — ein Mann, den Laura Hus bis zur Stunde allein geliebt, der so glücklich war sie eben nur an einer kleinen Bühne zu sehen, und der nun seinen höch-

sten Schatz der großen Welt zeigen sollte, und einer Pariser Welt von 1751. — Es war nämlich Hugo de Bertin, der schönste Gardecapitain der Königlichen Leibwache. — Als er von dem Wunsche Laura's, auf dem Theater Français aufzutreten, zuerst hörte, bot er alle Gewalt der Beredtsamkeit, alle Macht der zärtlichsten Liebe auf, den Entschluß seiner Angebeteten wankend zu machen, — vergebens. Die ehrgeizige Kleine war wie berauscht von dem Gedanken eine Goussin zu verdrängen, und deren vielbeneideten Platz einzunehmen. — In diese Zeit der Aufregung fiel eben die Kunde jener Reliquie der Dame von Sade, und eine Woche lang redete selbst Laura Hus mit dem alten Dichter und dem jungen Geliebten, anstatt von der Rolle, und dem Costüm der Zaïde, von den Sonetten des Petrarca, und von dem veilchengestickten Kleide der blonden Dame seines Herzens. Da stritt man denn mit Feuer hin und her über jene vielgerühmte Engelhaftigkeit der Laura de Sade, und die Männer erschöpften sich laut in dem Preise jener treusten und tugendhaftesten Geliebten, und — wünschten sich im Stillen dennoch lieber den ruheloseſten aller Dämonen zur Freundin, denn die Dame mit der kühlen Stirn. — Die kleine Hus konnte bei solchen Gesprächen

in die heftigste Ungeduld gerathen. Ganz unverhohlen gestand sie, daß sie diese eisekalte Laura hasse. — Die Reliquie selbst zu sehen, beeilte sie sich durchaus nicht: „Eurer Treue bin ich so sicher" — sagte sie eines Abends scherzend zu dem schönen Berthin, „als die Dame de Sade der Treue ihres langweiligen Dichters. — Ich rathe aber Euch, die Perlen der gepriesenen Laura zu küssen. Am nächsten Montag, in der Probe der Zaïde, gedenke ich nämlich die erste Untreue an Euch öffentlich zu begehen, ich will mir den Platz der Goussin erobern durch einen Kuß, den sich der arme Voltaire ausgebeten. — Ist das nicht ein geringer Preis für solchen Triumf?" —

Da vermaß sich aber der schöne Gardecapitain hoch und theuer, daß er die Auszahlung solchen Preises nimmer gestatten, ja viel eher, sich zu den Füßen seiner Geliebten, eine Kugel durch das Herz jagen wolle. — So wahr die Lippen keines Mannes jemals das Antlitz der Dame von Sade entweiht, solle auch nimmer der Mund eines Andern das Antlitz seiner Laura zu berühren wagen. —

— „Immer und immer wieder diese Heilige —" murmelte hierauf die Kleine, die Hände zusammenpressend vor Zorn und Erregung. — „Wer sagt Euch denn daß sie in Wahrheit nimmer den Kuß eines Man-

nes geduldet?" — — „Der Geschichtsschreiber —" erwiederte da der verzweifelte Liebhaber, heimlich froh plötzlich ein so wunderbares Mittel gefunden zu haben, das Engagement der reizenden Dame seiner Gedanken an dem Theater Français zu verhindern, — „und so lange Ihr mir nicht sonnenklar bewiesen, daß Eure Namensschwester den Kuß eines andern Mannes als ihres Eheherrn öffentlich geduldet, gebiete ich Euch weder an Arouet Voltaire, noch an die Zaïde fernerhin zu denken. — Könntet Ihr mir dagegen solchen Beweis bringen, so würde ich selber es sein der Euch in die Probe geleitete und Euch bäte Euer Versprechen zu halten. —"

Was nach dieser Eröffnung ferner gesprochen, wußte die kleine Zofe der reizenden Schauspielerin nicht zu erzählen, da sie durch die Ankunft eines Freundes abgehalten wurde, an der Thür weiter zu lauschen. Sie berichtete nur, daß Monsieur de Bertin wie ein Rasender fortgestürzt sei, und ihre Gebieterin die ganze Nacht in Thränen zugebracht habe. — Die arme Laura! Sie war erst siebzehn Jahr alt und liebte den schönen Gardecapitain wirklich — — aber der Platz der Gouffin am Theater Français — — konnte sie ihn lassen! —

Am nächsten Tage geschah es nun — es war in der

Dämmerstunde im Monat November, der erste Schnee flog an die Scheiben, das Feuer im Kamin brannte, und der fromme Pfarrherr von St. Roche hatte eben aufgehört in der alten Handschrift der verstorbenen Nonne zu Avignon zu lesen, — daß eine sehr kleine Hand an seine Thür klopfte. — Eine schwarzverhüllte Dame trat hastig ein, eine Besucherin des Rosenkranzes war es nicht, sonst hätte die alte Haushälterin sie nicht zu ihm gewiesen, — also es war wohl eine belastete Seele die des geistlichen Beistandes begehrte. — Die Unbekannte schlug den Schleier zurück, und verneigte sich tief vor dem ehrwürdigen Herrn. Es wäre auch Schade gewesen wenn sie den Schleier nicht gehoben, denn ein reizenderes Gesicht war noch nie den Augen des Pfarrherrn begegnet, wenn dasselbe auch eben jetzt sehr verweint aussah. —

„Verzeiht daß ich Euch störe, frommer Vater," begann nun eine sanfte Stimme zu reden, „und daß ich sogar, obgleich ein arges Weltkind, Euch länger stören werde als alle die Andächtigen die Eure Reliquie geküßt, — aber ich glaube daß auch Keine von Allen größeren Kummer hatte als ich, — und Keine so sehr des Beistandes, und grade Eures Beistandes bedurfte. — Wollt Ihr mir den

gewähren?" — Nach diesen Worten fing sie so rührend und beweglich an zu schluchzen und sah mit so verführerischen Augen zu ihm auf, daß es dem frommen Vater ganz seltsam zu Muthe wurde.

„Ich werde thun was ich für Euch vermag, meine Tochter," antwortete er milde, und wies mit der Hand auf einen Holzsessel, der nicht weit von ihm stand. Sie nahm schweigend Platz. — Die Haushälterin brachte eine Kerze und stellte sie auf den Tisch. — Als sich die Thür wieder hinter ihr geschlossen, flüsterte die Fremde: „ich bitte Euch um meines Seelenheils Willen, ehrwürdiger Vater, mir zu sagen ob Ihr die Geschichte jener Dame von Sade, deren Rosenkranz man Euch gesandt, genauer kennt als die Geschichtsschreiber die von ihr erzählen." —

„Ich glaube das wohl, meine Tochter, seit ich die Aufzeichnungen von jener unbekannten Hand gelesen, die mir die verstorbene Nonne Caritas zugleich mit den Perlen zugesandt." —

„So sagt mir Eines: — war sie wirklich und wahrhaftig eine Heilige, die niemals die Regungen irdischer Liebe empfunden, deren Herz nimmer von den Flammen der Leidenschaft versengt wurde, — die nie, nie während ihres ganzen Lebens an

der Seite ihres Herrn den Kuß eines Andern auf ihrer Stirn geduldet? — O besinnt Euch, frommer Vater, — — Ihr rettet eine Seele vom Untergang, — — jene Laura darf keine Heilige gewesen sein??" — Angstvoll bittend streckte sie die Hände nach ihm aus, — eine qualvolle Unruhe zuckte in ihren Zügen. Aber ein mildes Lächeln spielte um die Lippen des ehrwürdigen Pfarrherrn von St. Roche. — Er war ja schon auf jenen Höhen des Friedens angelangt, allwo solche Stürme, wie sie jetzt das Herz des jungen Geschöpfes vor ihm zu durchwühlen schienen, ihn nicht mehr zu berühren vermochten. — Wie die Wolken tief unter den dem sonnigen Bergesscheitel hinziehen, so zogen die Erinnerungen an die Noth und Kämpfe der Seele an ihm vorüber, und hatten Nichts zurückgelassen in diesem frommen Herzen, als ein unendliches Erbarmen mit denen die noch kämpften und litten. deshalb sagte er jetzt auch leise und weich: „ich weiß nicht was Euch so ruhelos und traurig macht, aber ich will Euch als Antwort auf Eure Frage ein Bild zeigen aus der Geschichte jener blonden Dame von Sade, das ich aus diesem alten Manuscript hier entnommen. — Die Geschichtsschreiber haben aus der Laura des Petrarca nämlich ein wunderlich Ding

gemacht — ihr Bild ist verzeichnet, — aber daß der Heiligenschein der sich um ihre Stirn zieht, wirklich von echtem Gold ist, weiß ich erst seit ich das Vermächtniß der Nonne von Avignon gelesen. Hört zu, meine Tochter."

Ob sie wohl zuhörte? — Der Schein der Kerze fiel voll auf ihre schlanke Gestalt, und auf das junge Angesicht. Das waren köstliche Lichter und Schatten, die da auf und ab gaukelten, während der Erzählung des ehrwürdigen Herrn. Und er erzählte langsam, — hatte er doch nicht oft solche Hörerinnen. Die gefaltenen Hände über die Knie gelegt saß sie da, etwas vorgeneigt, daß die langen gepuderten Locken ihres Haares frei neben dem schlanken Halse herabhingen. — Die schwarzen Augen blickten unverwandt den Erzähler an, und die feinen Lippen zeigten gar bald ein ganz leises träumerisches Lächeln. Der pelzverbrämte Ueberwurf war zurückgefallen gegen die geschnitzte Stuhllehne hin, zu beiden Seiten des Sitzes bauschte sich das hellgrüne Seidenkleid, und hatte sich am Boden nur so viel verschoben, um ein ganz wundervolles Füßchen frei zu lassen, in rothberänderten Hackenschuhen, das sich kecklich auf einen großen Folianten gestemmt, der dort lag, nämlich auf die Lebens-

beschreibung der Päpste. Eigentlich hätte der fromme Vater dies Buch wegziehen sollen um es mit einem Schemel zu vertauschen, aber wer konnte wissen ob sich der kleine Fuß allda eben so wohl gefühlt, und dann sagte sich der ehrwürdige Herr auch zum Trost, daß Keiner der heiligen Väter ihn gescholten haben würde ob der Berührung eines solchen Fußes. —

Und er redete wie folgt: —

„Die Glocken der Kathedrale der Santa Clara zu Avignon läuteten in mächtigen Klängen, die Straßen und Plätze dieser Lieblingsstadt Clemens II. waren von einer wogenden Menge erfüllt, die eben jetzt in ruhelosem Gedränge dem Platz zuströmte vor dem Palast des Papstes. Avignon feierte an diesem Tage, dem 11. Juli des Jahres 1346 ein Freudenfest. Karl von Luxemburg, der schöne ritterliche Fürst, hatte vor wenigen Stunden dem Papste die Bedingungen beschworen, die ihm jene Kaiserkrone sichern sollten, die man eben von dem Haupte Ludwigs IV. zu nehmen trachtete. Das Volk empfand lebhafte Sympathien für den Sohn jenes Johann von Böhmen, der in der Schlacht von Crecy den Heldentod gestorben, denn er war in der Hauptstadt des Landes, in Paris aufgewach-

sen und erzogen worden. Man sagte ihm nach daß er eben so tapfer als galant sei, und die Laute nicht minder geschickt zu handhaben wisse als das Schwert. — Er liebte den Gesang, schöne Verse und schöne Frauen, wenn es nicht eben galt wild darein zu schlagen, und die Männer fürchteten ihn nicht allein als Ueberwinder im Kriege, sondern auch im tiefsten Frieden, denn die Sage ging, daß den Feuerblicken Karl's von Luxemburg kein sterbliches Weib zu widerstehen vermöchte. — Der Adel und die Geistlichkeit waren ihm blind ergeben, denn er that gar schön mit beiden und verhieß ihnen allerlei Vortheile und Vergünstigungen, sobald ihm der kaiserliche Purpur um die Schultern gelegt sei. — Der geringe Mann liebte ihn weil er allezeit Gold mit vollen Händen ausstreuen ließ, wo er sich nur zeigte, und die Frauen aller Stände waren ihm hold, weil er wohl erfahren war in der bestrickenden Kunst der Rede. Der Frauen zeigten sich denn auch zahllose in den Straßen, und von den Balconen herab und aus den Fensterbogen, die alle prächtig mit Teppichen behangen und mit Rosen und Granatblüthen geschmückt waren lächelten und grüßten sie herab. — Die vornehmsten Einwohner von Avignon hatten sich aber in den weiten Hallen des

päpstlichen Palastes versammelt mit ihren Frauen und Töchtern, und baten um die Gunst dem jungen künftigen Kaiser in aller Feierlichkeit vorgeführt zu werden. — Da sah man auch manch' holdseliges Antlitz, wie das alte Manuscript besagt, manche bezaubernde Gestalt, und die Edelleute und Herzöge aus dem Gefolge Karls, standen wie verzückt und wurden nicht müde zu staunen und zu bewundern. Selbst die hohen geistlichen Herren, die in dem Palaste wie Bienen aus- und einflogen, senkten nur langsam und zögernd die Augen, wenn sie durch jene dichten Reihen der Töchter des alten Avignon schritten. Wie Rosen aus düsterm Gemäuer strahlten die Reize der Avignoneserinnen den Beschauer an, das erzählen alle Geschichtsschreiber. Es war als sei die dunkle, wunderliche Stadt mit ihren Thürmen und Zinnen, Mauern und Brücken, Thoren und Bogengärten, dunkeln Höfen und Arkaden, eigens zur Hüterin des größten Schatzes der Erden bestellt: nämlich der Wunderblume der Frauenschönheit. —

In dem stolzen Bewußtsein die Eigener solchen Schatzes zu sein, schritten denn auch die Männer, Väter und Brüder der Frauen hochgetragenen Hauptes daher, und schauten die Fremden mit trot-

zigen Blicken an, als wollten sie fragen: „wer mag es wagen ihn uns zu entreißen?“ — Es herrschte eine feierliche Stille in der weiten Vorhalle, Niemand wagte es laut zu reden, denn jeden Augenblick konnte er dort auf den breiten mit Purpursammet belegten Stufen erscheinen, die aus dem Saale führten, der junge König. Die Hellebardiere in ihren reich gestickten blauen Waffenröcken hatten sich schon aufgestellt, die schönen Pagen eilten geschäftig hin und her, — die vornehmsten Edelleute ordneten sich mit ihren Damen in der ersten Reihe, — auf mancher weißen Stirn stand ungeduldige Erwartung. — In einem der tiefen Fensterbogen allein stand noch eine Gruppe von Männern, die sorglos miteinander redeten und dabei in das Getümmel blickten, oder auf die Straße hinab, wo das Volk auf und nieder wogte. — Einer ragte hervor unter den Andern, der stand wie ein junger Fürst zwischen ihnen in der Schönheit seiner Gestalt, mit seiner stolzen Stirn den blauen funkelnden Augen, dem anmuthigen Lächeln und den braunen Locken, die in weichen Ringeln bis auf seinen Spitzenkragen herabfielen. Mancher Blick flog zu ihm hin und verweilte mit Wohlgefallen auf seinem Angesicht. Es war nämlich der

vielgefeierte Dichter Francesco Petrarca von Arezzo, dessen Verse so leuchtend waren wie die Sonne seines Vaterlandes. — Die Blicke des berühmten Mannes richteten sich aber, wie sein Herz, allezeit nur auf einen einzigen Punkt, auf die schlanke Gestalt einer Frau die, verloren in dem Gewühl, in der Tiefe der Halle stand, wo die minder vornehmen Edelleute mit ihren Frauen ihren Platz gefunden. Sie hatte die Augen gesenkt, eine silberne Krone schimmerte in ihrem goldnen Haar. — Ihr zur Seite, wie zu ihrem Wächter bestellt, stand ein finsterer Mann bald auf die schöne Frau bald auf jene Pforten blickend, die sich für den König öffnen sollten. —

Und sie sprangen endlich weit auf die vergoldeten Klämmern und Riegel, und unter schmetternden Fanfaren erschien Karl von Luxemburg auf der Schwelle, grüßte lächelnd nach allen Seiten und schritt dann langsam die Stufen hinab. —

Ihm nach drängte sich eine glänzende Schar in geistlichen und weltlichen Gewändern, der prächtigste Rahmen für die edle Gestalt des Königs. —

An der untersten Stufe standen schon die Herolde mit ihren goldnen Stäben, und führten die Vornehmsten vor den jungen Herrscher hin, und

Männer und Frauen verneigten sich tief, und die stolzesten Namen des Landes wurden aufgerufen. — Aber die Miene des König's war zerstreut, sein Adlerblick flog forschend über die Menge, und den reizendgeschmückten Frauen in seiner Nähe wurde nur ein flüchtiges Lächeln zu Theil. Und endlich unterbrach er die feierliche Vorstellung der Großen mit der plötzlichen Frage: „befindet sich die edle Dame Laura allhier — die Gemahlin des Hugo de Sade, so bittet sie der König ihm den Anblick ihres Angesichts zu vergönnen." — — Ein Murmeln des Staunens zog durch die Menge, — wie die Wogen eines Sees wichen die Gestalten zurück, daß sich eine lange Gasse bildete, — und durch dieselbe schritt, gestützt auf den Arm ihres Gemahls, die blonde Dame mit der Silberkrone. — Auf den Wink des König's träten die Frauen und Männer bei Seite. — Den Blick gesenkt, die Wangen bedeckt von einer tiefen Bläße, so harrte die Dame de Sade der Anrede ihres König's. — Aber erst nach einer geraumen Weile, während welcher er sie mit Bewunderung betrachtet, fragte Karl von Luxemburg: „seid Ihr also in Wahrheit jene herrlich besungene Laura des Petrarca, meines Lieblings, des größten Dichters?" —

Und während sie leise antwortete: „ich bin es" — hob sie dabei das Haupt, mit einer Bewegung voll Stolz und Demuth zugleich die den König entzückte. Sie trug ein grünes Seidengewand, über und über mit Veilchen gestickt. Ihre schwarzen Augen senkten sich vor den Feuerblicken des jungen Herrschers, der liebliche Mund, „la bella bocca angelica," wie ihr Geliebter sang, war ernst geschlossen. Wie flüssiges Gold schimmerte das üppige Haar, vollendet erschienen die Formen der hohen Gestalt. Die linke ihrer wunderschönen Hände lag auf dem Herzen, als ob sie dort einen Schmerz empfände,

„die schlanke Hand die um mein Herz sich schlug," —

— hatte der Dichter geseufzt. —

„Verzeiht mein Anschauen, Madonna," sagte endlich der König, „Ihr könnt nicht ahnen wie oft ich mich mit Euch beschäftigt. Ich hätte nimmer Avignon verlassen ohne jene Dame begrüßt zu haben, die schon während ihres Lebens die Krone der Unsterblichkeit tragen darf. Ihr seid die Glücklichste der Frauen, und dürft Euer schönes Haupt höher tragen als eine Königin selber. Der Feurigste aller Dichter liebt Euch, — wäre ich eine Frau, würde ich Tag und Nacht danach seufzen an Eurer

Stelle zu sein. — Als Mann kann ich nur, nachdem ich Euch gesehen, das Glück des Sängers neiden, — und Euch leise bitten ihm eine gnadenreiche Königin zu bleiben, bis an sein Ende. — Und nun nehmt den Dank des König's für Euren Anblick edle Frau." — — Einen Schritt vortretend neigte sich jetzt der ritterliche Herrscher und küßte, mit dem Ausdruck ehrerbietiger Bewunderung, Stirn, Augenlider und Lippen der blonden Laura de Sade, und der Schreiber des alten Manuscripts sagt nicht daß sich die Geliebte des Petrarca mit einer Miene oder Bewegung dagegen gesträubt. — Demüthig und traurig stand sie da, und wurde nur bläßer und bläßer. —

Die Könige und hohen Herren durften, von urdenklichen Zeiten her, wohl hin und wider Etwas thun was man gewöhnlichen Erdenkindern nicht gestattet haben würde, und so wagte denn auch Keiner, und sogar Keine aus der Menge eine staunende Miene anzunehmen, sondern man that als sei das eben Vorgefallene etwas ganz Alltägliches. — Selbst der Ehegemahl Laura's preßte nur die schmalen Lippen fest aufeinander, und hielt den Athem zurück, damit kein Laut mit ihm über seine Zunge gehe, der da verrathe wie es in ihm schäume und

brause. Als er aber seine Gemahlin an der Hand zurückgeleitete an ihren früheren Platz, da zuckte wie ein Blitz ein gar böses Lächeln über sein Antlitz. — Dann mischte er sich unter eine Gruppe von Edelleuten, — seine Gefährten ferner nicht mehr beachtend. — Sie aber schlug jetzt die Augen langsam auf, um jenen Einen zu suchen, dessen sie gedachte bei Tag und bei Nacht, unabläßig, zu jeder Stunde, — wachend und im Traum. — Der Fensterbogen aber, allwo der Dichter gestanden, war jetzt leer — die schönsten Augen von Avignon suchten vergebens, — Francesco Petrarca drängte sich eben durch die Menge um die Hallen zu verlassen. — Todtenbleich war sein Angesicht schon nahte er sich der Ausgangspforte — da trafen sich die Blicke der Liebenden, — und es trieb ihn zu ihr hin, um ihr mit finsterer Stirn nur ein einziges Wort zuzuflüstern: „lebt wohl — ich verlasse Avignon, nachdem ich geschaut was ich nimmer zu schauen gedacht.“ — — Da hat sie ihm geantwortet: „bleibt noch eine Stunde — ich muß Euch sprechen — in meinem Garten unter dem Granatbaum an der Mauer, — dann erst wollen wir scheiden, — — nur nicht so wie in diesem Augenblick.“ — Sie mag das wohl so leise gesprochen haben wie

ein Hauch, aber wo gäbe es nicht Lauscher, die solchen Hauch festhielten und deuteten? — Und wo hätten Liebende je Vorsicht geübt? — Das Gespräch dieser Beiden unter dem Granatbaum haben also auch fremde Ohren vernommen, — denn in der alten Handschrift steht über seinen Inhalt Folgendes berichtet. — Die blonde Dame de Sade entdeckte in dieser Stunde ihrem Geliebten das Geheimniß ihres Lebens, einen furchtbaren Schwur ihres Gemahls. — Der Ritter Hugo de Sade nämlich hatte das schöne Fräulein de Noves so leidenschaftlich geliebt, daß er am Tage seiner Vermählung mit ihr, die ihn als Gespielen ihrer Kindheit mit ruhiger Neigung umfaßte, das schreckliche Wort gesprochen: „Fluch über jeden Mann, dessen Lippen nach mir dies Angesicht berühren.“ — — Zwei Jahre nach diesem Tage erblickten sich Francesco Petrarca aus Arezzo und Laura de Sade zum ersten Mal in der Messe der Santa Clara. —“

„Arme arme Laura,“ —unterbrach hier die schöne Zuhörerin den Erzähler. —

„Jener Kuß auf die Stirn Laura's,“ fuhr der ehrwürdige Pfarrherr fort, hat den Frauen Karl's von Luxemburg Unheil gebracht, — alle Drei starben

vor ihm, — zwei von ihnen in der höchsten Blüthe ihrer Jugend und Schönheit. —

Habe ich nun ein Recht, jene Strahlen, die das Haupt der Dame von Sade, der Geliebten Petrarcas umziehen, einen echten Goldschein zu nennen?" — frägte der ehrwürdige Pfarrherr. — „Ist er nicht leuchtender als jener matte Heiligenschein den die Geschichtsschreiber um ihre Stirn legten? — Nicht daß die blonde Laura de Sade ihren Geliebten Jahrelang kaltherzig fern hielt, daß sie ihm kaum die Gunst eines zärtlichen Blickes gestattete, und ihm nimmer die Hand reichte zum Kuß, macht sie zur Heiligen, — wohl aber daß sie solch einen schweren Kampf gekämpft mit ihrem armen Herzen und jenem Fluch, den die Leidenschaft ihres Mannes auf ihr Leben gelegt. — Der höchste Schmuck und Ruhm des Weibes ist und bleibt doch nun einmal so lange die Erde steht, — die Liebe, — und nur denen, die viel liebten, wird dermaleinst viel vergeben werden, meine Tochter. —

Der Petrarca ist aber doch von Avignon nach Italien gegangen, nach jenem Gespräch unter dem Granatbaum, sagt die alte Handschrift. — Sie erzählt auch daß die blonde Dame de Sade, kaum

zwei Jahr später, gestorben, — aber nicht an der Pest, wie wiederum Geschichtsschreiber sagen, — denn sonst wären wohl all' ihre Freunde und Verwandte nicht an ihrem Kranken- und Sterbelager geblieben, wie es eben geschehen. Die Geliebte des Petrarca starb einzig und allein an der glühenden Sehnsucht nach dem fernen Freunde, — und man sagt, daß oftmals Frauenherzen brechen über solchen Schmerz. Die alte Handschrift deutet auch an, daß sie ihm Botschaft gesendet habe um ihn zurückzurufen — daß er aber trotzdem nicht gekommen, beweist folgende berühmte Stelle in seinen hinterlassenen Werken:

„„Laura, glänzend durch ihre Tugenden und gefeiert durch meine Verse, sah ich zum ersten Male in meiner frühen Jugend, den 6. April 1327, um die erste Stunde des Tages, — in der Kirche der Santa Clara zu Avignon; und in derselben Stadt, im Monat April, in derselben Stunde desselben Tages, im Jahre 1348, wurde dieses Licht meines Lebens aus dieser Welt genommen, während ich in Verona war, ach! nicht ahnend was mich betroffen hatte. — Ihre schönen und keuschen Ueberreste wurden am 19. Mai nach der Vesper in der Kirche der Fratri Minori beigesetzt. — Ihr Geist, wie Seneca vom

Scipio Africanus sagt, kehrte ohne Zweifel zurück in den Himmel, woher er gekommen war."" — — „Ihr seht, meine Tochter, der berühmte Dichter war — ein Mann, der die Nähe der gefahrbringenden Geliebten floh. — Ein Weib hätte tausend Mal den schwersten Fluch auf sich genommen — von den Lippen des Geliebten. — Nun wißt Ihr die Geschichte jener vielgerühmten Enthaltsamkeit der Dame de Sade, — und ich denke, so es die Liebe ist, die Euer Herz beängstigt hat, werdet Ihr erkennen daß es Leiden giebt, die noch schwerer zu tragen, denn das Eure." —

Hier fühlte der fromme Vater einen so feurigen Dankeskuß auf seiner Hand, daß er fast zusammen schreckte, — seine junge Zuhörerin lag vor ihm auf ihren Knien. — Dann bat sie mit einem Blick glühendster Dankbarkeit: „o füllet das Maß Eurer Güte, ehrwürdiger Herr, und vertraut mir jene alte Handschrift bis zum nächsten Tage. Morgen ist sie wieder in Euren Händen, ich schwöre es Euch." Und als der Pfarrherr von St. Roche ein Wenig bedenklich darein schaute, fuhr sie leidenschaftlich fort: „Ihr zögert? — Schaut mich an — erscheine ich wie eine Diebin — meint Ihr ich ginge auf Raub aus?" —

Ach, sie sah genau aus wie eine Diebin, — aber nicht wie eine die alte Handschriften zu stehlen begehrt. — — Und so gab er es hin, sein Manuscript, und es ging ihm doch wie ein Sonnenstrahl durch's Herz, als er sie so glückselig lächeln sah. — Bevor sie Abschied nahm küßte sie aber inbrünstig, in dem anstoßenden Gemach, den Rosenkranz der Dame de Sade. — —

Am nächsten Tage ging ihm auch wirklich seine kostbare alte Handschrift wieder zu, begleitet von einem wunderlich gekritzelten Briefchen, das der Pfarrherr von St. Roche gewaltig schwer zu entziffern vermochte. Es lautete:

„So eben komme ich aus Eurer Kirche, allwo ich eine Gabe für Eure Armen niederlegte. Wenn Ihr sie vertheilt, gedenkt doch gütigst jener Armen die durch Eure Erzählung wieder reich geworden. Es ist eine wunderliche Geschichte, — ich kann sie aber grade Euch leider nicht erzählen. — Wäre die Laura de Sade wirklich eine Heilige gewesen, so hätte ich ohne Rettung — in ein Kloster gehen müssen, — das hatte ich im Zorn meinem Geliebten geschworen, weil er mir nämlich verboten einem Manne, der viel älter und tausend Mal häßlicher als der Karl von Luxemburg, öffent-

lich einen armseligen Kuß zu gestatten. — Jetzt duldet er lächelnd was Hugo de Sade auch dulden mußte, — aber ohne deshalb, wie Jener, einen Fluch herabzubeschwören auf das Haupt derer, die vielleicht einst nach ihm mich lieben könnten. — Seid gewiß daß ich sicherlich, mein Lebenlang, nach jenem Einen trachten werde, das Ihr mir als des Weibes höchsten Ruhm genannt. — Bittet aber für mich frommer Vater, daß es nicht gar zu viel sei daß mir dermaleinst vergeben werden müsse." —

L. H.

— Hätte der hochwürdige Pfarrherr ahnen können daß seine schöne Unbekannte es war, die genau einen Monat später in der Rolle der Voltaire'schen Zaïde auftrat, und ganz Paris, — selbst ihre Feinde hinriß. —

Jenes Versprechen das sie ihm in ihrem Briefe gab, hat sie aller Wahrscheinlichkeit nach gewissenhafter gehalten als das Versprechen der Treue, — denn wenige der französischen Schauspielerinnen jener Zeit, erlangten größere Berühmtheit durch ihre zahllosen und wunderbaren Liebesabenteuer, als die schöne Laura Hus. — —

Der Rosenkranz der Dame de Sade ist nach dem

Tode des Pfarrherrn von St. Roche, der Sage nach, in die Hände einer frommen Beguine in Gent übergegangen. Im Beguinenhause wurde auch jene alte Handschrift der Nonne von Avignon, mit jenen Enthüllungen die ein so verklärendes Licht auf die Gestalt der „Dame ohne Herz" werfen, viele Jahre lang aufbewahrt — — ob sie noch allda zu finden ist weiß ich nicht. —

Madame d'Houdetôt.

Eine Frau des „ancien regime."

Was man lieben kann, das liebt ihr groß' Genie.
Die Bücher, die Bijour, den Zopf, den Haubenstock,
Die Verse, die Optik, Demanten, Biribi,
Algebra und Soupers, Latein und Unterrock,
Die Oper, den Proceß, Physik und Poesie!

Voltaire.

Es war ein wunderliches Leben das jene Frauen des „ancien regime“ in jenen Zeiten des Puders, der Schönpfläſterchen und leichten Sitten, der coquetten Gelehrſamkeit und ungebundenen Liebe führten. Wie Märchen klingt es zu uns herüber, wie Fantaſiegebilde erſcheinen ſie uns, jene zierlichen Geſtalten einer Du Deffaut, der Freundin Walpole's; einer Chatelêt, der Geliebten Voltaires; einer Maintenon, der Schützerin Molière's; einer Ninon und Adrienne Lecouvreur; einer Herzogin von Richelieu und Madame de Luxembourg. Dies Gemiſch von Leidenſchaft, die alle Schranken überfliegt, und kühler Beſonnenheit, Flatterhaftigkeit und zärtlicher Treue, geiſtiger Beweglichkeit und ſtarrer Frömmigkeit, erſcheint uns eben ſo reizend oft als erſchreckend. Und doch athmet, trotz jener zerſtörten Verhältniſſe der damaligen Geſellſchaft, das Liebesleben Vieler die entzückendſte Poeſie;

doch erwuchsen dem sumpfigen Boden nicht allein prangende Giftblumen, sondern auch Blüthen von einem Duft und Glanz wie sie unsre Zeit nimmer hervorzubringen vermöchte. Eine der lieblichsten „wilden Rosen“ jener längst vergangnen Tage aber war — Rousseau's Sophie, Saint Lambert's Doris: Madame d'Houdetôt.

In einem großen, im Rococco-Geschmack reich ausgestatteten Gemach, dessen Fenster auf den Notre-Dame Platz hinausgingen, jetzt aber dicht verhängt waren, schritt eine junge Frau, an einem kühlen Märzabend des Jahres 1743, wartend auf und nieder. — So oft sie an dem geöffneten Spinett vorbeikam, warf sie einen unruhigen Blick nach der Uhr auf dem Kamin: zwei Liebesgötter die das Zifferblatt auf ihren Schultern trugen; brennende Kerzen waren daneben aufgestellt, und andere standen auf dem Deckel des Spinetts. Es schlug eben acht Uhr und mit leiser Flötenstimme ertönte die Melodie des Lieblingsliedes Heinrich's IV:

„Charmante Gabriele“ u. s. w.

„Wie lange er bleibt, der Musikmeister!“ — flüsterte die junge Frau vor sich hin, „ich werde

mein Lied nicht mehr lernen ehe Saint Lambert kommt!“ — Bei der Nennung dieses Namens stieß sie plötzlich einen Seufzer aus und warf sich in einen Sessel. — „O dieser Abschied! Ich überlebe ihn nicht!“ jammerte sie, und eine Thränenfluth brach aus ihren Augen. —

Mit jeder Minute schien sich die Heftigkeit ihres Schmerzes zu steigern, — sie drückte wie in Verzweiflung ihr Spitzentuch an Augen und Lippen, sie rang die Hände, sie schluchzte wie ein Kind, und doch blieb sie in all' diesen Ausbrüchen leidenschaftlicher Trauer, die Grazie und die Anmuth selbst.

Die junge Frau trug ein hellblaues Seidenkleid, reich mit Spitzen verziert, und eine Perlenschnur und blaue Schleifen, à la Maintenon, in dem gepuderten Haar, lange Locken fielen auf ihren Hals. Die Formen der Schultern und Büste waren sehr zart, Arme und Hände schön, aber fast wie die eines Kindes, die ganze Gestalt „mignonne,“ die Füße reizend. Das Gesicht hätte wohl Niemand zu bezaubern vermocht ohne jenen Ausdruck von Güte und Frohsinn, der fast wie Sonnenschein auf den unregelmäßigen Zügen lag; die dunklen Augen waren zu groß, die Farbe der Wangen nicht

frisch genug, nur die Lippen zeigten ein köstliches Roth, und Wimpern und Brauen waren auffallend schön. Auch das Grübchen in der linken Wange hatte einen großen Reiz, wenn die junge Frau sprach und lachte. Und sie lachte aber so viel, — nicht etwa um ihre allerliebsten Zähne der Bewunderung preis zu geben, oder weil man ihr täglich sagte daß sie nie entzückender sei als wenn sie lache, sondern weil sie eben das fröhlichste, sorgloseste, warmherzigste Geschöpf der Welt war, ein ächtes Kind des Augenblicks, geschaffen sich selbst und Andern das Leben zu schmücken. Ihr Name war Sophie d'Houdetôt, die Gattin des Grafen d'Houdetôt, der sie, die einzige Tochter des reichen Generalpächters de la Briche, mit seinem Namen und seiner Person beschenkte als sie kaum das 15. Jahr erreicht, und eben das Kloster verlassen hatte. — Die Ehe der Beiden war bis vor wenigen Monaten keine unglückliche gewesen. Sophiens Herz hatte noch keine Wunden empfangen, die etwas steife Zärtlichkeit ihres Gebieters genügte ihr, dabei lebte sie in einem Strudel von Zerstreuungen und Festen, und überließ sich dem aufregenden Treiben der damaligen Pariser Gesellschaft mit der Unbefangenheit eines Kindes. Sie hatte an allen Men-

schenerscheinungen Freude, und zeigte an Allen ein warmes Interesse, an den Hohen und Niedern, Gesunden und Kranken, Frohen und Trauernden, und Keine wußte so, wie Sophie d'Houdetôt, nach den Worten der Schrift, mit den Frohen fröhlich zu sein und mit den Weinenden zu weinen. Am Morgen sah man sie in der heiligen Messe ganz Andacht, — später in den Häusern der Armen Almosen spendend, mit Thränen oder Lächeln, den Hülfesuchenden entgegentretend — am Abend war sie die Königin der Salons durch ihre heitere Grazie und geistvolle Lebendigkeit. — Mit der anmuthigsten Sorglosigkeit ließ sie sich den Hof machen, und empfing jede Huldigung mit einer Mischung von reizender Demuth und triumfirender Freude, die sie für jeden Mann unwiderstehlich machte. — Von einer nie endenden Rücksicht für Andere, einer aufopferungsvollen Liebenswürdigkeit und jener bezaubernden Höflichkeit, deren Quelle im Herzen selbst entspringt, von höchster Lebhaftigkeit und Erregbarkeit, beging sie dennoch eine Unbesonnenheit nach der andern, die ihr selbst jedoch keine sonderliche Trauer bereitete, und die auch Niemand ihr nachzutragen oder gar vorzuwerfen gewagt hätte. — Sie war eben in ihrem ganzen Wesen ein Kind, stets nur den

augenblicklichen Eingebungen folgend und der warmen Empfindung, ohne an das Nachher zu denken. — Ihre Schwägerin, die berühmte Verfasserin vieler Erziehungsschriften, die Freundin Grimm's, die kluge, berechnende Madame d'Epinay, gerieth freilich oft außer sich über diesen kleinen Schmetterling, der nicht aufhören wollte, mit der Flamme zu spielen, und dennoch immer wieder mit unverbrannten Flügeln zum Vorschein kam. „Mon Dieu! que j'ai d'impatience de voir dix ans de plus sur la tête de cette femme!" hatte sie noch vor wenigen Monaten ausgerufen, als eine kleine „affaire du coeur" der Madame d'Houdetôt der Gegenstand des Geplauders von ganz Paris geworden war. — „Monsieur" dagegen ließ seine Frau gewähren und legte ihr keinerlei Beschränkungen auf; nur zuweilen fiel es ihm plötzlich ein mit ihr auf einige Wochen zu verschwinden, und sie auf sein Schloß Caubonne zu führen, um — dort nach Herzenslust mit ihr sein Lieblingskartenspiel „biribi" zu spielen.

Diese wunderliche Laune ihres Gebieters ertrug Sophie jedoch mit dem heitersten Gesicht, und nur ihre genauesten Freunde konnten, nach der Rückkehr aus der Verbannung, ihren Augen an-

sehen, daß sie heimlich geweint — über ein tête à tête bei dem man hätte sterben mögen — „d'ennui," vor Langerweile! —

Seit einigen Monaten war indeß eine merkliche Veränderung vorgegangen mit Madame d'Houdetôt, und sie würde sich vielleicht jetzt nicht mehr so ohne Sträuben nach Caubonne haben bringen lassen wie vordem. Die Spitze jenes Pfeils, den diesmal der kleine geflügelte Gott auf ihr Herz abgedrückt, war endlich einmal — mit Gift getränkt — die Wunde brannte und heilte nicht wieder. — Ein lieblicher Ernst unterbrach auf Momente ihre Fröhlichkeit, mitten im Scherz schimmerten die dunklen Augen feucht, hoben Seufzer ihre Brust, aber Niemand wußte wer wohl der Gegenstand dieser Wandelung sein mochte. Die Salons wimmelten von liebenswürdigen, geistvollen Männern, die Alle ihre Huldigungen der kleinen ruhelosen Grazie zu Füßen legten. Unter ihnen überstrahlte freilich eine Erscheinung, die noch der Reiz der Neuheit schmückte, die Meisten, und das war der Dichter Saint Lambert, dessen edle, kräftige Schönheit unwiderstehlich alle Frauenaugen und Herzen an sich zog. Sophie d'Houdetôt behandelte aber diesen allgemeinen Liebling als er ihr seine Verehrung kund gab, in keiner Weise an-

ders, als alle ihre übrigen Anbeter. Sie empfing ihn zwar oft bei sich, aber bei solchen Besuchen war allezeit die Epinay zugegen, die sich zur Schützerin Lambert's aufgeworfen, und den Gefeierten bei jeder Gelegenheit bestürmte, ihr seine „beaux vers" vorzulesen, und die der kleinen kindischen Schwägerin gleichsam nur aus besondrer Gunst das Zuhören zu gestatten schien. Die alternde Schriftstellerin schwärmte nämlich wie Alle für den dichtenden Gardecapitain, und hielt mit dem Ausdruck dieser ihrer Empfindungen nicht sonderlich zurück. Sie wäre gar zu gern als die begeisternde Muse eines Poeten vor der Welt erschienen, und hoffte mit aller Bestimmtheit auf die Zueignung eines „poëme d'Amour," das angeblich seiner Feder augenblicklich entfloß. — Da Saint Lambert ihr nun in der feinen Weise eines echten Cavaliers, der gewohnt ist mit Frauen zu verkehren, begegnete, es auch nie versäumte sie scheinbar um ihren Rath zu fragen, so schwamm Louise d'Epinay in einem Meer von Wonne. Sie vertiefte sich mit ihm in die Geheimnisse der Dichtkunst, in die Mysterien des Versbaues und Sylbenmaßes, und erörterte mit ihm, in philosophischer Weise, die ewigen Fragen über das Wesen der Liebe. — Die kleine d'Houdetôt

saß dann dabei, die feinen Finger nähten Goldfäden auf Sammet oder schnürten Perlen an. Der Kopf war gesenkt, nur dann und wann hoben sich die Wimpern und ein kurzer scheuer Blick flog zu dem Dichter hinüber, der an der Seite seiner gelehrten Freundin an einem Tische saß, der mit Schreibmaterialien bedeckt war. — Es gehörte nämlich zu den Eigenthümlichkeiten der berühmten Schriftstellerin, daß sie jederzeit ihren Schreibaparat mit sich führte, und wo sie sich niederließ auch mindestens ein Dutzend Papierblätter nebst Zubehör ausbreitete. — Jene kurzen Blicke der d'Houdetôt wurden aber gar bald länger — denn sie begegneten zwei blauen Augen von solchem Feuer und solch' magischem Zauber, daß sie sich gefangen gab, ihnen gegenüber. Sie fühlte allezeit, wenn der Blick Lamberts sie traf, einen Schauer bis in's innerste Herz hinein. — Und dieser Schauer war so süß, daß man nicht müde wurde ihn herauszufordern, und während Louise d'Epinay die geistvollsten Paradoxen aufstellte, und dazwischen wieder Abschnitte aus ihren eignen Werken vorlas, redeten die junge Frau und der Dichter die berauschendste Sprache der Welt miteinander: die Sprache der Seele zur Seele durch die Augen.

Zuweilen überwältigte aber das seltsame Gefühl, das jetzt Sophien überfluthete, ihr ganzes Wesen in solchem Maaße, daß sie sich zitternd erhob, um auf einige Augenblicke in der Einsamkeit nach Fassung zu ringen. In ihrem Boudoir schritt sie dann auf und nieder, mit fliegenden Pulsen und wild klopfendem Herzen, drückte die Hände gegen die Stirn und lächelte vor sich hin. Sie fühlte sich von einem Strahl getroffen, dessen Glanz sie blendete; eine Seligkeit wogte in ihr auf und nieder, deren Gewalt sie kaum ertrug. — Jetzt erst erkannte sie die Leere ihres Lebens, die Vereinsamung ihres Herzens, die Trostlosigkeit ihrer Ehe. — Die Liebe war über sie gekommen wie Sonnenschein und die Landschaft, die nun erleuchtet vor ihr lag, erschreckte und entzückte sie zugleich: — sie hatte in einer Wüste gelebt bis zur Stunde. —

Louise d'Epinay aber redete inzwischen immer und immer wieder mit dem jungen Dichter über die Liebe — und Sophie verstand keines ihrer weisen Worte. Doch da waren die blauen Augen Saint Lambert's, und wenn Louisen's Lippen die Liebe läugneten — sagten diese Augen: sie ist da, — und wenn die berühmte Schriftstellerin, die sich mit Stolz einen „esprit fort“ nannte, behauptete: die Liebe sei ein

Rausch, schneller verweht als das Blatt der Rose, das der Wind davonträgt, — so las die junge Frau dagegen in den Blicken des Geliebten die leuchtende Bestätigung ihrer eignen Empfindung: daß die Liebe ewig sein müsse, wie die Seele deren Entzücken und Qual sie sei. — Welche Gewalt mußte die Liebe über ein Geschöpf gewinnen wie Sophie d'Houdetôt, deren ganzes Sein sich allezeit in jenen Augenblick concentrirte, den sie eben genoß, deren Nahrung die Erregung, deren Element Licht und Wärme war. — Wie im Traume wandelte sie einher, seit die Gestalt Lambert's ihre Wege gekreuzt, — aber sie wurde nicht krank und bleich in dieser Sonnengluth, jene Flamme verzehrte sie nicht, die da so plötzlich in ihr aufgelodert: sie durchleuchtete und verklärte vielmehr ihr ganzes Wesen. Nie war Madame d'Houdetôt schöner, geistvoller, fröhlicher als wenn sie sich in größerer Gesellschaft mit ihrem Geliebten befand. — Mit ihm selbst redete sie dann kaum anders als mit einem Blick und Lächeln, aber sie redete für ihn, sie scherzte für ihn, für ihn war sie hinreißend, für ihn ließ sie sich feiern, — denn er war ja da, — er hörte und sah sie — und sollte und mußte fühlen daß der ganze Schatz ihres Seins doch nur da war für ihn al=

lein. — Reizende Talente, denen die rechte Wärme und das rechte Licht zur Entwicklung bis jetzt gefehlt, blühten nun auf. Die Gesellschaft hörte mit Staunen Sophien singen wie eine Nachtigall, während sie bis vor wenigen Wochen noch wie ein kleiner Hänfling gezwitschert. Man fragte nach ihrem Lehrer, wollte fortan nur bei ihm Unterricht haben, und wunderte sich, daß der kleine schüchterne Musikmeister so singen lehren konnte. — Wie eine Grazie tanzte jetzt Madame d'Houdetôt, sie, die sonst wie ein schüchternes Mädchen durch die Reihen geschwebt. Ihre Conversation wurde blendend, — und ihre Augen blickten mit einem bezaubernden Ausdruck auf ihre Freunde. — Saint Lambert selbst war es, der ihr noch vor wenigen Tagen scherzend gesagt: er glaube, daß sie auch Dichterin sein würde, — sie brauche es nur eben zu wollen. — Wie bald nach diesem lächelnd gesprochenen und lächelnd vernommenen Wort weihte der erste Schmerz sie wirklich zur Dichterin: Lambert, der Gardecapitain, erhielt den Befehl sich unverzüglich zur Armee zu begeben und Paris zu verlassen. — Diese Nachricht in einer glänzenden Gesellschaft ihr überbracht, traf das Herz der harmlosen Sophie mit furchtbarer Gewalt. — Sie wurde

er allezeit so lange noch hinter ihrem Sessel gebannt stehen, mit seiner Schülerin plaudernd, oder besser, sie plaudern hörend, bis sie ihm endlich lieblich und doch bestimmt sagte: „Monsieur Jean Jaques, Ihr vergeßt wieder einmal, daß noch Andre Eure Anweisung ungeduldig erwarten!!“ Dann sprang er auf, küßte feurig ihre Kinderhände und ging. — Monsieur d'Houdetôt, der einmal während solch' einer kleinen Scene zugegen war, sagte lachend: „Mein Kind, ich rathe Euch Euren Lehrmeister zu verabschieden — er liebt Euch!“ —

„Das könnte kein Grund sein,“ — antwortete Sophie — „ich empfinde ja Nichts für ihn!“ —

Besonders schlimm wurde es aber mit dem schwärmerischen Lehrmeister seit er, in einer Anwandlung von Ueberdruß an seinem pariser Leben, die Stelle eines Secretairs bei dem Gesandten Montaigne angenommen, und mit demselben in wenig Wochen nach Venedig abgehen sollte. — Tausend Mal hatte er diesen Entschluß wieder bereut, sogar Versuche gemacht seinen Vertrag mit dem Grafen zu lösen — vergebens. Seinem Schwanken wurde endlich ein Ziel gesetzt durch den Befehl Montaignes, in zwei Tagen sich reisefertig zu hal-

ten. — An dem Tage vor dieser Abreise war es nun, daß die junge Frau ihm ihr Liedchen gebracht, mit der erröthend geflüsterten Bitte, es für sie in Musik zu setzen. — Er las die Verse. — — Gluth und Bläße jagten über seine Wangen. Dann rief er erregt: „Laßt mir eine Stunde tiefer Einsamkeit: — heut Abend bringe ich Euch das Lied, und Ihr werdet es bei mir singen." — —

Auf dies Bringen nun wartete Sophie in dieser Abendstunde, und in diesem Warten hatte der Schmerz um das Scheiden des Geliebten sie überrascht. — Aber schnell trocknete sie ihre Thränen, denn ein leises Klopfen schreckte sie auf. — Gewiß war es der kleine Musikmeister, — er durfte sie nicht weinen sehn! — Sie schlüpfte durch den Salon und öffnete die Thür. — Ein halbunterdrückter Schrei, — eine rasche Bewegung seligsten Entzückens: — Saint Lambert, der ungeduldige Geliebte, stand vor ihr. Mit zitternder Hand zog sie ihn herein, — bleich und athemlos sank sie in ihren Sessel — er zu ihren Füßen. Sie waren zum ersten Mal allein — zum ersten Mal fanden die Lippen Worte für die Seligkeit und Qual ihrer Liebe. — Allein diesmal war es nicht Sophie die da sprach, — sie hörte nur zu, sie berauschte sich nur an jenen Ac-

centen der leidenschaftlichen Zärtlichkeit, gegen deren Wohllaut die süßeste Musik doch nur ein Mißton. — Dann und wann nur sprach sie, leise wie im Traum, ein kaum vernehmbares Wort, — wagte eine Frage, — stammelte eine Bitte: — und so zogen die Minuten ungezählt über zwei glückliche Häupter dahin. — Das Geräusch nahender Tritte schreckte Beide auf. Wer konnte das sein? — Nur Monsieur d'Houdetôt oder der Musikmeister. Saint Lambert verschwand sofort hinter dem verhüllenden Umhang des Fensters. Sophie bemühte sich, ihre Aufregung hinter einem Lächeln zu verbergen! — Ein Diener meldete jetzt den Jean Jacques Rousseau. — Das Antlitz des Musikers leuchtete: „Hier ist das Abschiedslied," sagte er mit strahlenden Augen: „ich habe Euer Gedicht componirt — und nun, bitte, singt es!" — Und nach einem flüchtigen Blick auf das Notenblatt, und einigen einleitenden Accorden Rousseau's, sang Sophie mit wundersüßer Stimme, zitternd vor Bewegung, eine einfache reizende Melodie zu den Worten:

„L'amant que j'adore
Prêt à me quitter — —"

Sie sang mit dem Herzen, die liebliche Sänge-

rin; Liebesschmerz bebte in den Tönen, und bei dem letzten Schmerzensruf:

„Trop près de la peine
Pour être un plaisir!“ —

brach Madame d'Houdetôt in Thränen aus. —

In demselben Augenblick theilte sich aber der Fenstervorhang an der Seite des Spinett's und Saint Lambert sank lautlos zu den Füßen der Geliebten hin, ihre herabhängende Linke mit Küssen bedeckend. Fast zugleich jedoch glitt der Musikmeister, ohne seinen Nebenbuhler zu gewahren, auf der andern Seite von seinem Sessel auf die Knie, und die rechte Hand der jungen Frau ergreifend rief er leidenschaftlich: „Gesteht mir nur Eines und ich will die Stunde meiner Geburt nicht mehr mein erstes Unglück nennen: — habt Ihr das Lied für jenen armen Scheidenden gedichtet, der bis zur Stunde nur von dem Sonnenschein Eurer Blicke gelebt?!“ —

Einen Moment stand Sophie fassungslos und ließ ihre schönen Augen verwirrt von dem einen ihrer Anbeter zu dem andern gehn. — Dann aber trat sie zurück, daß Jean Jacques Rousseau plötzlich neben ihrem bauschigen Kleide die Gestalt Lamberts erblickte, und sagte mit ihrem lieblichsten Lächeln:

„Hier kniet dieser Scheidende, — armer Freund! Saint Lambert gesteht, ob Euch meine Blicke Sonnenschein gewesen!“

Es währte eine lange Zeit, viele Jahre sogar, ehe Rousseau dieser Frau, die ihn zuerst die Liebe in ihrer ganzen „energie et dans toutes les fureurs“ empfinden ließ wie er später in seinen „Confessions“ gestand den Schmerz der herben Täuschung jenes Abends vergab. Erst als der Lorbeerkranz des Dichter's eines „Emil“ seine Stirn schmückte, und die Strahlen des Ruhmes, der Verkünder einer neuen Philosophie zu sein, seine Gestalt gleichsam verklärten, vermochte er es über sich zu gewinnen seine einstige Angebetete wieder zu sehen. — Sie erschien ihm fast unverändert als sie zu ihm sprach und lächelte; die geistige Frische war ihr geblieben und diese war es auch, die alle verschwundenen Körperreize vergessen machte. Noch immer war sie das „enfant cheri“ ihre Umgebung, die liebenswürdigste Freundin, die anmuthigste Gesellschafterin, die geduldigste Gattin, und — die treuste Geliebte. — Nicht lange nach jenem Abschied hatte ihr Saint Lambert sein berühmtes Gedicht, „die Jahreszeiten“

geweiht, unter dem Namen „Doris;" und nicht allein die eleganten Verse wurden von ganz Frankreich bewundert, sondern auch jene Liebe und Anbetung athmenden Zeilen, in denen er seine Doris feierte.

Dies Ereigniß hatte jedoch einen unheilbaren Bruch jenes langjährigen Freundschaftsverhältnisses der Damen d'Epinay und d'Houdetôt zur Folge.

Sophie d'Houdetôt hat nachher noch viele Verse geschrieben — aber ihr erstes Gedicht blieb ihr schönstes.

Auf dem Schlosse Caubonne wurde an einem köstlichen Junitage das Fest der funfzigjährigen Vermählung der Besitzer, nämlich des Grafen d'Houdetôt mit Sophie de la Briche gefeiert. — Der große Kreis der Freunde und Bekannten des Jubelpaars war von allen Orten herbeigeströmt, um den Beiden Glückwünsche und sinnige Geschenke zu bringen. Die Landleute erschienen in ihrem Sonntagsputz, der Garten des Schlosses wimmelte von fröhlichen und geschmückten Menschen. Ueber dem alten Portal, mit dem Wappen der d'Houdetôts, hatte man Kränze befestigt, und die Terassen die

hinab zu den Rasenplätzen führten, allwo man Tische mit Erfrischungen aufgestellt, waren verschwenderisch mit Rosen bestreut. — Auf dem größten Platze hatte sich eine Musikbande aufgestellt, und einzelne Paare versuchten kunstvolle Tänze auszuführen nach ihren Weisen. — Man bewirthete die Landleute und Diener an besondern Tafeln und die schönsten Frauen, die elegantesten Cavaliere gingen dienend und helfend hin und wieder zwischen ihnen und den gewaltigen Buffets, die man errichtet. — Es war ein lebensvolles buntes Bild, fast zu reich selbst für den Pinsel eines Watteau. — Die Gefeierte des Tages, Madame d'Houdetôt, erschien in einer weitabstehenden Robe von hellgelbem Seidenstoff mit schwarzer Spitzenverzierung, über die sorgfältig gepuderte Frisur war ein schwarzes Spitzentuch „à la Marmotte" geworfen, das Sophie d'Houdetôt unter dem Kinn zusammengeknüpft hatte. Ein Rosenstrauß schmückte ihre Brust. — Wer aber hätte in dieser, wie ein achtzehnjähriges Mädchen daherschwebenden Frau eine Fünfundsechzigjährige erkannt; wer nicht an eine ewige Jugend glauben lernen, der in diese warmen Augen blickte, dies silberne Lachen vernahm, und den anmuthigen Mund mit den Perlenzähnen plaudern hörte? — Madame

d'Epinay wäre sicher, wenn sie noch lebte, nicht zufrieden gewesen über die geringe „Würde" die so viele Jahre der Gestalt und dem Wesen ihrer Schwägerin zu bringen vermocht hatten. Sophie machte die Honneurs mit der Grazie und Fröhlichkeit eines Kindes. Alt und Jung wurde von ihr bezaubert. — Für Jeden hatte sie ein liebliches Wort, einen anmuthigen Scherz, sie übersah Keinen, auch nicht den Geringsten, sie sorgte für das Vergnügen eines Jeden, sie war unerschöpflich und unermüdlich in den Beweisen der Aufmerksamkeit für ihre Gäste. — Ihre Freunde umringten sie, — ach! es waren nicht mehr jene beweglichen Cavaliere von ehemals, die für einen Blick ihrer Damen Heldenthaten auszuführen bereit schienen, — es waren alte Männer geworden, die kaum den trippelnden Füßchen Sophiens zu folgen vermochten und gar bald, wie von schwerer Arbeit ermüdet, in die Polster eines Sessels sanken. — Nur zwei von ihnen hielten unermüdlich aus, an ihrer Seite: Saint Lambert, der Dichter der Jahreszeiten, und — Monsieur d'Houdetôt selbst. Mit Stolz blickten Beide auf all' jene Huldigungen die man Sophien darbrachte, und lächelnd winkten sie sich zu, wenn die jungen Cavaliere die reizenden Damen ihrer Her-

zen sogar verließen, um mit der anziehendsten alten Frau ihrer Zeit eine jener funkensprühenden Conversationen zu führen, wie man sie eben nur mit Madame d'Houdetôt führen konnte. — Mit dem einst so lebenslustigen übermüthigen Frauenliebling Saint Lambert war die Zeit aber nicht sonderlich schonend verfahren: — er hatte Runzeln, tiefe Runzeln bekommen, und seine sonst so prächtige Gestalt erschien gebeugt. Nur in den Augen blitzte zuweilen noch ein Flämmchen jenes Feuers auf, das einst so viele Frauenherzen entzündet, — und wenn Saint Lambert wollte, konnte er noch hinreißend reden. Aber er wollte sehr selten, und war überhaupt ein Mann voller Launen und Eigensinn, der seine treueste Freundin, Sophie d'Houdetôt, die nun fast 30 Jahre mit unveränderter Zärtlichkeit an ihm gehangen, eben so oft durch Unbeständigkeit, wie durch Härte und Trotz, gequält und zu bittern Thränen getrieben hatte. — Wie oft war ihr weiches Herz der Verzweiflung nahe gewesen über seine Kälte und Lieblosigkeit, — wie oft hatte sie sich vorgenommen mit ihm zu brechen — vergebens. — Sandte sie ihm, nach einer heftigen Scene, wieder einmal ein thränengetränktes Blatt mit ihrem „letzten Lebewohl," so verfiel er sofort in einen Fieber-

paroxismus, der so lange anhielt bis Sophie herbeieilte, ihm ihre Verzeihung zu bringen und ihn zu pflegen. — Ach! und wenn er genesen — War Alles von ihm vergessen, die Leiden des zärtlichsten Frauenherzens begannen von Neuem, um wiederum in solcher Weise zu enden. — Monsieur d'Houdetôt hatte unter all' diesen wechselnden Witterungsverhältnissen, die das Leben seiner Gemahlin trübten, anscheinend sehr wenig gelitten; er war gewaltig stark geworden, und sein Blick war der eines Zufriedenen. Obschon es ihm sichtlich Mühe machte heute, am funfzigsten Jahrestage seiner Vermählung, den leichten Schritten seiner Lebensgefährtin zu folgen, — so schien er doch fest entschlossen, sie keinen Augenblick zu verlassen, und aufmerksame Beobachter wollten gesehen haben, daß er im Laufe des Tages zuweilen jenen Schatten, auf der linken Seite seiner Frau, denn man den Dichter Saint Lambert nannte, nicht sonderlich zärtlich angeschaut. —

So kam der Abend heran und mit ihm der herrlichste Sonnenuntergang. — Purpur und Gold lagen auf der Landschaft und in diesen köstlichen hin- und herwogenden Strömen bewegten sich die Menschengestalten. Die Klänge der Musik, untermischt

mit fröhlichem Lachen, und dem Gewirr von Menschenstimmen, schallten herauf zu den Terrassen, wo sich die älteren Zuschauer gelagert hatten, plaudernd und schauend. — Oben am Portal stand Sophie mit ihren Begleitern. Strahlenden Auges schaute sie hinab auf das Getümmel und bunte Gewühl, — auf den Garten, auf die Bäume, in deren Schatten sie vor fünfzig Jahren, mit tausend unklaren Träumen, halb Kind halb Frau, gewandelt. — Ein wehmüthiges Lächeln spielte um ihre Lippen, sie versank in tiefe Gedanken — ihre Hand spielte mit den Rosen an ihrer Brust. — Zog ihr vergangenes Leben mit seinen Schatten und Lichtern an ihrer Seele vorüber? — Sie löste wie träumend den Strauß, neigte sich gegen ihren Gatten und reichte ihm die Blumen. — Aber was war das? Auch Saint Lamberts Hand griff heftig nach dem Strauß, und als der Graf, dieselbe zurückstoßend, seine Beute rasch an sich riß, ließ der ehemalige Capitain der Garde einen leidenschaftlichen Ruf des Unwillens hören, und zog den Degen. — Monsieur d'Houdetôts Klinge aber blitzte fast zu gleicher Zeit in der Luft, — schneller, als Worte beschreiben folgte ein beleidigender Vorwurf dem andern, — vergebens bat und ermahnte Madame d'Houdetôt, — die erbitterten

Männer stürzten in die Halle, den Kampf der Zungen mit den Waffen zu beenden. —

Dort aber schlang die nacheilende Sophie plötzlich die Arme um den Hals ihres Gatten und beschwor ihn, mit einer Fluth von Thränen und Zärtlichkeiten, bei dem Andenken des heutigen Tages, sein Leben — und das seines Gegners zu schonen, — — und einer Zärtlichkeit seiner Gattin widerstand Monsieur d'Houdetôt noch nie. — Er ließ also auch jetzt den Degen sinken, befestigte den Rosenstrauß an seine Brust, küßte mit dem Feuer eines Jüngling's die Hände seiner Frau und sagte: „ganz Paris wird darüber eine Woche lang reden, daß eine Frau von fünfundsechzig Jahren noch beinahe der Gegenstand eines blutigen Zweikampfes geworden. — Saint Lambert, — ich werde auch fernerhin Euer Freund bleiben: weil Ihr nämlich der Freund einer Sophie d'Houdetôt zu sein die Ehre habt." — — Damit kehrte Monsieur d'Houdetôt, ein lustiges Liedchen pfeifend, auf die Terrasse zurück. — Sophie aber ergriff die Hand ihres finster blickenden Freundes, und schaute fragend, mit ernsten Augen, in sein Angesicht. —

„Ihr habt mich nie geliebt!" — murmelte Lambert sein Haupt abwendend. — Da zog sie ihn

sanft und unaufhaltsam fort — über die Treppen, durch verödete Gänge und Gemächer, weiter und immer weiter — bis in ein kleines Boudoir, allwo in einem Winkel ein Spinett stand. — Die Fenster waren geöffnet, das Abendroth flammte herein, — gedämpft drangen das Geräusch der Menschenstimmen und die sanften Weisen der Musik herauf. Sophie d'Houdetôt schlug den Deckel des Instruments zurück, und ließ ihre zitternden Hände über die Tasten gehn. — Leise, ganz leise, tauchte die süße Melodie jenes Liedchens auf, das sie einst unter tausend Schmerzen für ihn den Scheidenden gedichtet: —

„L'amant que j'adore
Prêt à me quitter — —"

— „Es sind dreißig Jahre her, daß ich es dichtete" — sagte sie lächelnd. — „Mißgönnt Ihr ihm bei solcher Erinnerung jene armen Rosen, die ich ihm heute gegeben? — Hat er nicht um Euretwillen allein bis zur Stunde von meiner Hand nur — Dornen empfangen?" —

Und Saint Lambert sagte nicht mehr: „Ihr habt mich nie geliebt." — —

Druck von G. Pätz in Naumburg.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Polko, Elise

Neue Novellen dritte . Folge

Leipzig 1862
P.o.germ. 1921 a
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10126304-1